

Tophthema: Natur- und Geisteswissenschaften

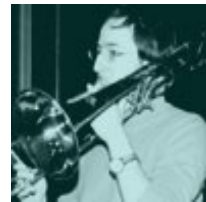
Konkurrenzkampf oder neues Miteinander



- Startseite
- Editorial
- Tophthema
- Bildthema
- Forschung
- Studium und Lehre
- Unikultur
- Portrait
- Neue Gesichter
- Unibund
- Forum



Bildthema



Unikultur



Forschung



Portrait



Studium und Lehre



Neue Gesichter

Streit ohne Kontrahenten?

Der Wettbewerb an den Hochschulen ist politisch erwünscht: zwischen den Hochschulen, aber auch zwischen den Wissenschaften, Fakultäten, Fächern. Bereits in der attempto!-Ausgabe von April 1998 ging es unter dem damals visionären Titel »Wissenschaften im Wettbewerb« um Rivalitäten zwischen Natur- und Geisteswissenschaftlern, um den materiellen Verteilungskampf und die Frage der Leitwissenschaft. Seither ist das Geld noch knapper geworden und die Verteilungskämpfe härter. Einen vorläufigen Höhepunkt erreichten die Feindseligkeiten zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern an der Uni Tübingen im Sommer 2001, als sich vor allem Geisteswissenschaftler benachteiligt und als Sparopfer zugunsten von neuen, im weitesten Sinne naturwissenschaftlichen Fächern sahen. Allerdings tobte ein Kulturkampf zwischen Geistes- und Naturwissenschaften wenn überhaupt nur in den Medien. So will man es zumindest heute sehen.

War das alles nur ein Missverständnis? Das könnte man meinen. Denn als die attempto!-Redaktion für das Topthema Autoren suchte, die kampfeslustig die Notwendigkeit der Geisteswissenschaften oder die Überlegenheit der Naturwissenschaften verfechten wollten, kam eine Absage nach der anderen. Und die willigen Autoren schlugen fast alle versöhnliche Töne an. Mehr als ein Autor hat die Flucht in die Geschichte angetreten bis zurück in die ungefährliche Zeit, als es die modernen Trennungen noch nicht gab. Vielleicht haben alle Seiten in dieser Diskussion auch einfach den Gegner aus den Augen verloren. Denn wenn mal jemand klar Stellung bezieht, etwa zwei Heidelberger Professoren behaupten, Sparmaßnahmen in den Geisteswissenschaften in Tübingen verursachten in Zukunft massive Kosten für die Sanierung der Gesellschaft, oder der Tübinger Uni-Rektor entgegnehält, dass sich die Geisteswissenschaften dabei doch überschätzten, dann schlagen auf einmal die Wellen der Empörung hoch in diesem Streit, den es angeblich gar nicht gibt.

Keine Einbildung ist jedenfalls eine andere Seite: die fruchtbare Zusammenarbeit zwischen den Wissenschaftskulturen. Das zeigen die Beispiele aus der Archäologie, der Bioethik und der Informatik.

DIE REDAKTION

- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Tophthema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium und Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Neue Gesichter](#)
- [Unibund](#)
- [Forum](#)

Thema: Natur- und Geisteswissenschaften



»Harte Konfliktentscheidungen gemeinsam treffen«

Eberhard Schaich und Eilert Herms ziehen Bilanz im »Tübinger Streit«

[weiter](#)



Eine Universität macht Schlagzeilen«

Pressestimmen aus einer hitzigen Debatte

[weiter](#)



Vom Superstar zum Buhmann?

Die Naturwissenschaften sollten ihr Image pflegen.

[weiter](#)



Ohne Kulturwissenschaften geht es nicht

Kritische Reflexion als gesellschaftlicher Auftrag.

[weiter](#)



Mit geliehenem Werkzeug neue Felder beackern

Wie Natur- und Geisteswissenschaften erfolgreich zusammenarbeiten.

[weiter](#)



»Ich sitze seit vielen Jahren zwischen den Stühlen«

Interview mit der Bioethikerin Eve-Marie Engels.

[weiter](#)



Informatik als Brücke zwischen den Wissenschaften?

Betrachtungen über die Möglichkeiten eines Studienfachs.

[weiter](#)



Ein Graben von atlantischer Tiefe

Hans-Joachim Lang fordert eine neue Werte-Debatte.

[weiter](#)



Den Dialog in Gang bringen

Das Forum Scientiarum möchte die Wissenschaftskulturen zusammenführen.

[weiter](#)



»Harte Konfliktentscheidungen gemeinsam treffen«

Für die Universität Tübingen war der Sommer 2001 heiß – zumindest hochschulpolitisch. Die personelle Einlösung von Strukturentscheidungen und eine neue Sparrunde machten empfindliche Kürzungen notwendig, die teilweise die Fakultäten gegen die Unileitung und die Fächer gegeneinander aufbrachte. In den Medien wurde gar der Kulturkampf zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften ausgerufen. attempto! wollte von Prof. Eilert Herms, dem Dekan der Evangelisch-Theologischen Fakultät, und Rektor Eberhard Schaich wissen, wie sie die damaligen Ereignisse im Rückblick bewerten.



Gab die Richtung an und stieß auf Widerstand: Rektor Eberhard Schaich.

Fotos: Bühler

attempto!: Vor eineinhalb Jahren begann der so genannte »Tübinger Streit« um Stellenumwidmungen und neue Schwerpunktsetzungen. Wie sieht Ihre persönliche Bilanz aus heutiger Sicht aus?

Herms: Die damals für die Dekane überraschende Mitteilung, dass Umschichtungen in einem erheblichen Ausmaß bevorstehen, hat dazu geführt, dass die Gespräche zwischen den Fakultäten intensiviert wurden. Derart gründliche Kontakte hat es vorher nicht gegeben, sie haben sich bewährt und werden fortgeführt. Das ist aus meiner Sicht ein Gewinn, insbesondere weil auch die Hochschulleitung die Kommunikation mit den Fakultäten in stärkerem Maße sucht, als dies zuvor der Fall war.

Schaich: In der Öffentlichkeit und in den Medien ist fälschlicherweise vielfach der Eindruck entstanden, dass die Tübinger Diskussion eine Kontroverse Geisteswissenschaften versus Naturwissenschaften war, tatsächlich ging es aber um inneruniversitäre Strukturentscheidungen. Die Angelegenheit ist durch die Kooperation aller Beteiligten zu einem vernünftigen und

einvernehmlichen Ende gekommen. Überraschend für viele war sicherlich, dass jetzt mit Kürzungen tatsächlich Ernst gemacht werden musste. Dieses Geschäft wird unseren gemeinsamen Alltag auch in der Zukunft bestimmen, da Verbesserungen der Finanzlage gar nicht mehr zur Debatte stehen.

attempto!: In den Medien ist aber auch bundesweit vermittelt worden, dass in Tübingen ein »Kulturkampf« zwischen den geistes- und naturwissenschaftlichen Fakultäten ausgebrochen sei.

Schaich: Wie bekannt ist, gab es Kontakte mit Einflussnahmen auf die Medien aus einzelnen Bereichen der Universität heraus. Das ist natürlich auch ein Stück Interessenwahrung der Vertreter von Fächern. Von außen kann das als Gegeneinander interpretiert werden.

Herms: Es ist zunächst ein Faktum, dass die Umschichtung zugunsten zweier Fächer, nämlich der Biologie und der Informatik, vorgenommen wurde. So ein Faktum wird natürlich auch außerhalb der Universität interpretiert und als Ergebnis von Universitätspolitik und neuer Profilbildung gesehen. Man kann die Tübinger Entscheidungen auch als Votum für eine gesamtgesellschaftliche Entwicklung verstehen, dass nämlich die Biowissenschaften nun den Anspruch erheben, Leitwissenschaft zu sein, den vorher andere Disziplinen vertreten hatten. Das geht so weit, dass die Lebenswissenschaften auch den Anspruch erheben, die Gesamtorientierung über die Perspektiven des menschlichen Zusammenlebens mit Weltbildcharakter zu vertreten. Dieser Trend kann meines Erachtens nicht einfach hingenommen und muss diskutiert werden. Auch die »klassischen« naturwissenschaftlichen Fakultäten haben sich in Diskussionen den geisteswissenschaftlichen angeschlossen, weil auch dort ein Unbehagen entstanden war, dass die Universität von politischer Seite zentralistisch geplanten Trends und Verführungen erlegen ist.

attempto!: Ist es denn tatsächlich so, dass die neuen Schwerpunkte aufgrund zentralistischer Zugriffe von außen gebildet wurden?

Schaich: Ich sehe das nicht so. Die fachliche Ausdifferenzierung einiger Bereiche ist von allen zuständigen Gremien einvernehmlich beschlossen worden. Der zentralistische Zugriff von außen liegt allein darin, dass der Finanzrahmen für die Universitäten reduziert werden musste dafür kann ich der Politik noch nicht einmal einen Vorwurf machen. Aber die Universitätsleitung hatte nun die äußerst unangenehme Aufgabe, nicht die Bedeutung der Fächer positiv zu akzentuieren, sondern im ausgleichenden Gespräch mit diesem beschränkten Spielraum zurechtzukommen. Und dabei kam es immer wieder zu Konflikten mit einzelnen Dekanen, die betonten: »Ich wäre kein guter Dekan, wenn ich nicht meine Stellen und Mittel bis zum Äußersten verteidigen würde«. Diese Position muss ich auch akzeptieren. Aber dadurch ist die Gestaltungsaufgabe mehr als uns lieb gewesen ist beim Rektorat gelandet. Als solches schallte uns immer wieder das vielstimmige »so nicht!« entgegen, das »wie denn?« wurde weitgehend dem Rektorat überlassen.

Herms: Zum Vorwurf, die Dekane würden Partikularinteressen der Fächer vertreten, weswegen dem Rektorat die Verantwortung für die Gesamtsteuerung zukomme, möchte ich sagen: Die Grundidee der Universität besteht darin, dass die unterschiedlichen Fakultäten der Ort sind, an dem fachbezogen nach Wahrheit gefragt wird und wo korporativ die Verantwortung für Forschung und Lehre wahrgenommen wird. Seit der Gründung der Universitäten existieren diese Fakultäten als verschiedene Weisen, wissenschaftlich nach Wahrheit zu fragen, zusammen, um miteinander zu kommunizieren, sich zu ergänzen und voneinander zu lernen. Die Existenz eines Faches an der Universität macht nur Sinn, wenn dieses Fach ein eigenes Interesse an allen anderen Fächern hat.

attempto!: Was hat man aus dem Streit für zukünftige Entscheidungen gelernt?

Herms: Die Frage ist nicht dass, sondern wie solche Prozesse stattfinden. Die Fächer sind doch verpflichtet, ihre Bedeutung für die Wahrheitssuche nicht nur für ihr eigenes Selbstverständnis, sondern auch für die Öffentlichkeit offensiv deutlich zu machen. Dies muss aber in einer Gesprächskultur geschehen, in der man aufeinander hört. Die Regeln und Kriterien, die nun im Senat für Strukturentscheidungen der Zukunft beschlossen wurden, stimmen mich zuversichtlich, dass eine solche Gesprächskultur jetzt eher besteht als während des Sommers der heftigen Diskussionen.

Schaich: Meine große Sorge bleibt, wie wir es schaffen, in Zukunft harte Konfliktentscheidungen gemeinsam zu treffen. Solche hätte ich natürlich gerne vermieden, aber ich sehe nicht, wie uns das über das Jahr 2006 hinaus gelingen könnte. Das Universitätsgesetz schreibt eine Machtvermehrung für das Rektorat vor, die dieses möglichst gar nicht ausschöpfen möchte. Ich frage daher: Wie wird die Universität es schaffen, einvernehmlich in einem Grundkonsens der Fakultäten harte Ressourcenentscheidungen zu treffen?



»Eine Universität ist schlecht beraten, wenn sie nicht ihre traditionellen Stärken pflegt«, findet Eilert Herms.

attempto!: Wie dramatisch waren denn die Stellenumwidmungen wirklich? Ist eine Aussage wie in der FAZ, dass geisteswissenschaftliche Traditionsfächer in Tübingen auf »Fachhochschulniveau« herabsinken würden, nicht völlig überzogen?

Herms: Die Einbußen, die die Fakultäten – und zwar nicht nur die geisteswissenschaftlichen hinnehmen mussten, sind äußerst schmerzhaft. In meiner Fakultät wurde durch eine große Konsensanstrengung eine noch tragbare Lösung gefunden. Ihre Durchhaltung verlangt nicht nur eine außerordentliche Disziplin, sondern ist auch durch weitere Verschlechterungen der Rahmenbedingungen gefährdet. Ich frage mich, wie die Universitäten auf Dauer die Mittelreduzierungen ohne Struktur- und damit Funktionseinbußen überstehen können. Dazu müssten sie jedenfalls viel offensiver als bisher die Zumutungen einer zentralistischen Wissenschaftspolitik als Bedrohung ihres Auftrags kritisieren. Dazu gehört auch, auf Mängel der Gesetzgebung mit Verbesserungsvorschlägen zu reagieren. Bisher sind eher die Fakultätentage als die einzelnen Universitäten Träger einer solchen offensiven Beteiligung an der Wissenschaftspolitik.

attempto!: Wie soll denn dem Aufkommen neuer Fächer und wissenschaftlicher Entwicklungen Rechnung getragen werden, wenn die vorhandenen Fächer nicht bereit sind, von ihrer derzeitigen Ausstattung Abstriche zu machen?

Herms: Eine sachgemäße Verteilung der Mittel verlangt ein Leitbild, eine Antwort auf die Frage, wie die Struktur der Universität aussehen soll. Dabei ist zu unterscheiden zwischen Wissenschaftsförderung aus Privatmitteln und aus öffentlichen Mitteln. Erstere kann und muss sich Konjunkturen anpassen. Letztere hat demgegenüber einen kulturpolitischen Gestaltungsauftrag. Das Leitbild einer staatlichen Universität kann nicht Ausdruck des Willens sein, gesellschaftlichen Tendenzen hinterher zu laufen, es muss auch Ausdruck eines Gestaltungswillens sein, der die Gesamtkultur im Auge hat. Potenziale müssen auch antizyklisch vorgehalten werden.

Schaich: In diesem Zusammenhang muss man sich bei Entscheidungen aber doch folgende Frage stellen: »Ist es einem Fach zuzumuten, seine heutige Differenzierung auf ein früheres Niveau zurückzufahren, wenn es zwischenzeitlich eine Ausdifferenzierung und personelle Expansion erlebt hat?« Aufgrund sehr hoher Studentenzahlen sind ja viele Bereiche der Universität in den 70-er und 80-er Jahren zu Recht deutlich verstärkt worden. Wir müssen nun akzeptieren, Kernbereiche zu definieren, um die Substanz eines Faches zu erhalten, aber in der Tiefe und Auffächerung zur Not Abstriche machen. Wenn etwa ein Spezialgebiet vor 20 Jahren von einem Professor abgedeckt wurde, inzwischen von zwei bis drei, ist es dann erlaubt zu fragen, ob nicht wieder ein Fachvertreter die ganze Breite abdecken könnte?

Herms: Der Stellenbedarf ergibt sich nicht nur und direkt aus der Studierendenzahl sondern aus den Sachanforderungen der universitären Studiengänge. Hier sind der Entdifferenzierung enge Grenzen gesetzt. Und: Der Ruf einer Universität baut sich durch ihre Leistungen über lange Zeiträume auf. Eine Universität ist daher schlecht beraten, wenn sie nicht ihre traditionellen Stärken pflegt. Tübingen hat – gewiss nicht nur, aber gerade auch – im Bereich der kulturwissenschaftlichen Fächer einen Ruf, der seinesgleichen sucht. Es wäre gemeinwohlschädlich, dies aufs Spiel zu setzen. Relativ kleine Spareffekte würden zu einem

hohen Imageschaden führen.

Schaich: Hierzu ist zu sagen: Die Exzellenz eines Bereichs ist nicht monokausal mit Ausstattungszahlen verbunden, im Gegenteil davon oft ganz unabhängig. So sind große Erfolge bei der Drittmittelinwerbung etwa des öfteren bei weniger gut ausgestatteten C 3-Professuren zu finden. Auch tragen nicht alle Mitglieder eines Bereichs in gleicher Weise zu seiner Exzellenz bei und schließlich kann Exzellenz bei einer Wiederbesetzung auch nicht garantiert werden.

Herms: Da stimme ich Ihnen zu. Aber die Universitätspolitik muss Potenziale pflegen. Sie kann nicht im direkten Zugriff Exzellenz schaffen, sondern dafür nur die institutio-nellen Bedingungen pflegen. Das muss sie aber auch.

Schaich: Die bereits vorhandenen Wissenschaften müssen in einer Universität die Größe aufbringen, neue Wissenschaften, die versprechen, bedeutsam für Gesellschaft und Wahrheitsfindung zu werden, mit Wohlwollen aufzunehmen. Mit dem Argument, wir sind schon immer eine starke geisteswissenschaftliche Universität gewesen, darf man nicht verlangen: deshalb keine Informatik, keine Molekularbiologie der Pflanzen. Diese Universität hat die erste naturwissenschaftliche Fakultät in der deutschsprachigen Welt gegründet, sie hat als erste klassische Universität eine Informatik im Verbund mit den Geisteswissenschaften geschaffen. Eine weitere Innovation: Die vorhandenen Ethikprofessuren wurden in einem Zentrum für Ethik in den Wissenschaften) zusammengeführt und verstärkt dies ist von höchster Bedeutsamkeit angesichts der Entwicklungen in den Lebenswissenschaften. Und solche Innovationsmöglichkeiten müssen auch in Zukunft bestehen, ohne dass die klassischen Fächer in ihrer Substanz beeinträchtigt werden. Durch dieses Nadelöhr werden wir uns in Zukunft hindurchzwängen müssen.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN MICHAEL SEIFERT UND JANNA EBERHARDT

Vom Superstar zum Buhmann?

VON ERNST PETER FISCHER

Mit ihrer Hilfe glaubte man, alle Probleme lösen zu können – doch die Zeiten des blinden Glaubens an die Möglichkeiten der Naturwissenschaften sind endgültig vorbei. Atombombe und Umweltzerstörung haben ihre dunklen Seiten ins Bewusstsein gerückt. Die Naturwissenschaften wurden zum Buhmann. Um aus dieser Rolle herauszufinden, müssen sie wieder »menschlicher« werden und sich den Menschen verständlich machen.



Ernst Peter Fischer hat Mathematik, Physik und Biologie studiert. Er lebt als freier Publizist und lehrt Wissenschaftsgeschichte an der Universität Konstanz.
Foto: Walch

Die Antwort auf die Frage, ob die Naturwissenschaft als Superstar verehrt oder als Buhmann verschrien wird, hängt von der Zeit ab, in der sie gestellt wird. Wenn sich jemand in den 60-er-Jahren des 20. Jahrhunderts nach der Einschätzung der Naturwissenschaft erkundigt hätte, wäre ihr oder ihm viel Begeisterung entgegengeschlagen. Die Wissenschaft war der Superstar, der Herztransplantationen erlaubte, der die Antibabypille produzierte, der immer größere Raketentriebwerke baute und mit ihnen den Flug zum Mond vorbereitete, der besonders helles Licht aus Lasern schaffte und der sich anschickte, die Zukunft des Menschen in die Hände zu nehmen, und zwar sowohl praktisch mit Hilfe der Molekularbiologie als auch theoretisch mit Hilfe einer neuen Wissenschaft, die man Futurologie nannte und der man zutraute, so exakt zu werden, wie es die Physik war.

Traum der Rationalisten

In den 60-er-Jahren lebte der Traum der Rationalisten noch einmal massiv auf, der sich in Europa am Ende des 18. Jahrhunderts im Gefolge der Aufklärung gezeigt hatte, als man zum ersten Male meinte, mit Hilfe von wissenschaftlichen Fortschritten die ganze Natur verstehen und das dabei erzielte Wissen systematisch zum Glück der Menschen nutzen zu können. In seinem »Entwurf einer historischen Darstellung der Fortschritte des menschlichen Geistes« meinte zum Beispiel

Antoine Condorcet im Jahre 1794, dass der Mensch zur unendlichen Vervollkommnung seiner intellektuellen und moralischen Anlagen fähig und der soziale Fortschritt ebenso rational planbar sei wie das Glück des Einzelnen und zwar mit wissenschaftlichen Methoden. Condorcet und seine Zeitgenossen waren sicher, dass die experimentelle Erfassung der Natur ständig weiter schreitet und auf diese Weise garantiert, dass es dauernd Fortschritte für die Menschen gibt und das Leben für sie immer besser wird.

Die Industrialisierung im 19. Jahrhundert konnte einiges von diesem Versprechen einlösen, wobei sich an der damit verbundenen Entwicklung der europäischen Gesellschaft deutlich ablesen ließ, dass der gezielte Einsatz der Wissenschaft in Unternehmen etwas mit wirtschaftlichem Erfolg und dadurch mit dem Lebensstandard zu tun hatte. Die Nationalökonomien wurden immer stärker, die sich auf die Wissenschaft verließen, was sich im Rückblick zusammenfassend als die Einsicht formulieren lässt, dass es die geistige Arbeit war und nicht die der Hände, die zur Quelle des Wohlstands wurde und dieser Satz gilt bis in die Gegenwart.

Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts wurde die Wissenschaft auch deshalb immer mehr zum Superstar, weil sie einen solchen in ihren Reihen aufzuweisen hatte. Gemeint ist Albert Einstein, der nach dem Ersten Weltkrieg, als sich im Experiment die Korrektheit seiner dem gesunden Menschenverstand nicht zugänglichen physikalischen Theorien über Raum und Zeit erwies, eine unglaubliche Popularität erlangte und zum Medienstar avancierte. Einstein übertraf nicht nur den Mathematiker Euklid und den Physiker Newton, er zeigte auch wie seine Kollegen Bohr, Pauli, Heisenberg und Schrödinger offenkundige Grenzen oder gar Mängel der Erkenntnistheorie des Philosophen Kant auf, was viele Beobachter der Zeit zu der Einsicht kommen ließ, dass die theoretische Physik und damit die Naturwissenschaft die Fortsetzung der Philosophie mit besseren Mitteln sei.

Keine Frage als Einstein lebte, war die Wissenschaft der Superstar, von dem einige schon meinten, er würde alles andere neben sich verblässen lassen. Gemeint war dabei vor allem die Religion, die den Wettkampf mit der Wissenschaft um die Angstbewältigung tatsächlich verloren zu haben schien. Die Wissenschaft konnte besser mit Bedrohungen durch die Naturgewalten oder Unglücksfällen in Form von Krankheiten umgehen als die Religionen, die daher immer weniger Bedeutung behielten und bald ganz in Vergessenheit zu geraten drohten. Der Brite Francis Crick meinte zum Beispiel nach der Entdeckung der Doppelhelix als Struktur des Erbmaterials, dass man nun aufhören könne, in die Kirchen zu gehen, schließlich sei das Geheimnis des Lebens gelöst. Wer weiter Gottesdienste besuche, so Crick, perpetuiere bloß einen alten Irrtum, und er empfahl, die bestehenden Gotteshäuser zu Schwimmanstalten umzubauen.



Verständliche Wissenschaft: Chemie-Experimentalvorlesung für Schulklassen im »Jahr der Chemie«.

Foto: Maier

Als sich Crick so äußerte, waren die ersten Atombomben längst abgeworfen und man wartete auf den Einsatz von Wasserstoffbomben. Was viele Menschen zunächst vor allem als Wettkampf zwischen zwei Supermächten interessierte, bekam seine besondere Bedeutung, als am Ende der siegesgewissen 60-er-Jahre genauer: kurz nach der triumphalen Mondlandung das Wort vom

Umweltschutz amtlich wurde und so die Aufmerksamkeit auf eine dunkle Seite der Wissenschaft lenkte. Ihren strahlenden Erfolgen standen nämlich schon länger bedrohliche Entwicklungen gegenüber, die sich spätestens beim Bau der atomaren Waffen und im Anblick der Umweltzerstörung zeigten. Plötzlich war die Wissenschaft weniger eine Einrichtung, die Angst besiegte, und mehr eine Institution, die für Ängste sorgte. Aus der Angst vor der Natur war die Angst vor den Naturwissenschaften geworden, und damit bahnte sich der Sturz vom Superstar zum Buhmann an.

Grenzen des Wachstums

Als sich der Gedanke vom Umweltschutz verbreitete, wurde zugleich ein neues Motto formuliert, das die alte Idee des immerwährenden Fortschritts ablöste. Das Motto kam als Buchtitel daher. Es verkündete 1972 »Die Grenzen des Wachstums«, und diese öffentliche Abwendung vom Fortschrittsglauben bekam vor allem die Gentechnik zu spüren, die 1973 vorgestellt und möglich wurde und in letzter Konsequenz nicht nur mehr, sondern alle Macht über die Natur versprach. Während Condorcet und seine Gesinnungsbrüder aus den 60-er-Jahren von solch einem totalen Triumph der wissenschaftlichen Rationalität entzückt gewesen wären, kam er den umweltbewussten Bürgern am Ende des 20. Jahrhunderts wie ein Horrortrip vor, der schnellstens beendet werden musste.

Selbst wer der Wissenschaft im Allgemeinen positiv erwartungsvoll gegenüber steht und der festen Überzeugung ist, dass sie in den vergangenen Jahrhunderten ihr eigentliches Ziel ein weniger mühsames Leben für die meisten Menschen erreicht hat, kann sich der Einsicht nicht völlig verschließen, dass die Ausgangsbedingungen für diese Entwicklung nicht mehr existieren. Die Grundannahme bei der Entstehung der modernen Wissenschaft lag darin, dass ein Fortschritt in der Wissenschaft ein Fortschritt für Menschen ist. Doch was vom 17. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts zutraf, hat heute keine Gültigkeit mehr. Zwar gibt es nach wie vor wissenschaftliche Fortschritte, aber sie sind nicht mehr notwendigerweise von humaner Natur.

Wenn die Wissenschaft ihre Rolle als Buhmann loswerden und wieder zum Superstar werden will, muss sie darauf eingehen und ganz unmittelbar menschlicher werden. Doch nicht nur sie muss sich wandeln, auch ihre Konsumenten also wir alle müssen etwas ändern, wenn es mit der Wissenschaft wieder aufwärts gehen soll. Wir haben uns nämlich angewöhnt, von der Wissenschaft bedient zu werden. Wir genießen es, dass das Leben mit ihrer Hilfe besser wird wir können weit weg in die Ferien fahren, wir können Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit durch eine Tablette besiegen, wir können mit dem Handy überall erreichbar sein, ohne zu merken, dass besser nicht leichter meint. Das Leben wird im Gefolge der Wissenschaft schwieriger, und daraus folgt, dass jeder Einzelne gefordert ist. Die Wissenschaft hilft uns nicht, wenn wir sie nicht verstehen. Sie hilft uns nur, wenn wir über sie im Bilde sind. Wenn Wissenschaft so verstanden wird, wie sie es verdient hat, wird sie wieder der Superstar, den wir verdient haben. Gelingt dies nicht, sind wir selbst der Buhmann.

Ohne Kulturwissenschaften geht es nicht

VON ALEIDA ASSMANN

Naturwissenschaften und Technik ja, Kulturwissenschaften als verzichtbares Ornament? Dieses Denken signalisiert nicht etwa eine Krise der Geistes- oder Kulturwissenschaften, sondern eine Krise der Kultur. Dennoch gilt: Um für die Zukunft gewappnet zu sein, brauchen die Kulturwissenschaften eine klare Darstellung ihres gesellschaftlichen Auftrags.



Aleida Assmann ist Professorin für Englische Literatur und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz.
Foto: Mozer

Während sich im England der 50-er Jahre die Cultural Studies aus einer Krise der Humanities entwickelten, ging in Deutschland der Begriff der Kulturwissenschaften Anfang der 90-er Jahre aus einer Krise der Geisteswissenschaften hervor. Ein Beispiel dafür ist ein Aufsatz von Jürgen Mittelstraß aus dem Jahre 1995, in dem er den Geisteswissenschaften emphatisch ins Gewissen geredet hat. Seiner Meinung nach hatten diese die Krise, in die sie geraten waren, durch esoterische Selbstbezüglichkeit und Fragmentierung von Sinn selbst hervor gebracht. Er legte ihnen nahe, ihren Auftrag einer normativen sozialpädagogischen Bildungsfunktion zu erneuern. Während die Natur- und Technikwissenschaften sich auf der Höhe der Zeit befanden und unsere moderne Welt neu gestalteten, seien die Geisteswissenschaften die Verlierer dieses Modernisierungsprozesses. Statt an Gestaltung und Formung unserer Welt und der Zukunft teilzuhaben, hätten sie sich durch konservative Rückwärtsgewandtheit und weiche Werte selbst ins Abseits manövriert, wo sie allenfalls noch eine kompensatorische Funktion übernehmen könnten.

Mittelstraß rief die Geisteswissenschaften dazu auf, sich endlich von Subjektivismus, Historismus,

Textfixierung und Hermeneutik zu trennen und sich um einen objektiven Standard der Wahrheit und echte Probleme zu kümmern. Dann und nur dann könnte den Geisteswissenschaften neben den von ihm so genannten »Verfügungswissenschaften« eine Rolle als »Orientierungswissenschaften« zukommen, und sie wären endlich in der Lage, einen aktiven Beitrag zur Gestaltung der modernen Welt zu leisten.

Verantwortung wahrnehmen

Die Lösung der Probleme der Geisteswissenschaften stellte sich jedoch nicht durch die von Mittelstraß empfohlene Richtungsänderung ein, sondern durch einen Wandel der Nomenklatur. Indem man nicht mehr von »Geisteswissenschaften«, sondern von »Kulturwissenschaften« sprach, war man das Problem mit einem Schlag los. Aus der Asche der krisengeschüttelten Geisteswissenschaften erstand der strahlende Phoenix der Kulturwissenschaften. Aber die Geisteswissenschaften dürfen nicht aus den Kulturwissenschaften ausgetrieben, sie müssen vielmehr in ein erweitertes Konzept von Kulturwissenschaften eingebracht werden.

Der gesellschaftliche Bedeutungsverlust der Geistes- wie Kulturwissenschaften spiegelt sich unerbittlich in der Hierarchie der Förderprioritäten. Ohne Naturwissenschaft und Technik meint die Gesellschaft, vertreten durch Wissenschaftsmanager und Politiker, nicht auskommen zu können, ohne Kulturwissenschaften aber schon, denn sie werden lediglich als verzichtbares Ornament wahrgenommen. Was Not tut, um die Krise der Geistes- und Kulturwissenschaften zu überwinden, ist eine klare Darstellung ihres gesellschaftlichen Auftrags. Die zukunftssträchtige Bedeutung der Kulturwissenschaften liegt in der Verantwortung für ästhetische Erfahrung, für einen sprachlichen Weltzugang, für historisches Gedächtnis und für kulturelle Besonderheit.

Sprachförmiger Weltzugang

Die Kulturwissenschaften unterscheiden sich von den empirischen Sozial- und Naturwissenschaften dadurch, dass ihr Medium die Sprache ist. Die Versprachlichung von Diagrammen, Computergraphiken oder Röntgenbildern ist eine Krücke, derer diejenigen nicht mehr bedürfen, die in die spezifischen Codes eingeweiht sind – sie können sich anhand von Bildern, Kurven und Modellen selbst ein Bild machen und entsprechende Schlüsse ziehen: Sie sind, wie es so schön heißt, im Bilde. Kulturwissenschaftler sind dagegen immer in der Sprache. In diesem elementar sprachförmigen Weltzugang unterscheiden sich die Kulturwissenschaften von der Erkenntnisform der Naturwissenschaften, die bekanntlich damit begann, dass Menschen die alten Textbücher zuklappten und sich aufs Hinschauen verlegten.



Ob Keilschrifttafeln eines Königsarchivs (aus dem syrischen Qatna) oder moderne Datenbanken: Die Kulturwissenschaften deuten Informationen und überführen sie in Wissen.

Foto: Miersch

In den Naturwissenschaften gibt es sprachfreie Modelle, in den Kulturwissenschaften ist und bleibt die Sprache das wichtigste, weil trotz aller Vielfalt der Medien nicht hintergehbare Modell.

Die Kulturwissenschaften stehen deshalb für einen Weltzugang und eine Erkenntnisform, die wie auf paradigmatische Weise die Kunst immer auch auf ihre eigene Darstellungsweise reflektieren muss.

Historisches Gedächtnis

Eng verbunden mit der Sprachförmigkeit der Kulturwissenschaften ist die Dimension des historischen Gedächtnisses. Die Öffnung von Zeiträumen ist Sache einer aktiven Erinnerungsarbeit, die von den Kulturwissenschaften wahrgenommen wird. Damit arbeiten sie einem Trend entgegen, den Hermann Lübbe als »Gegenwartsschrumpfung« diagnostiziert hat. Die Untersuchung, wie das wachsende Speichergedächtnis der westlichen Kulturen mit dem Funktionsgedächtnis und den gesellschaftlichen Bedürfnissen der jeweils aktuellen Gegenwart vermittelt wird, ist zu einem neuen und wichtigen Thema der Kulturwissenschaften geworden. Ihre Verantwortung besteht darin, kulturelles Wissen über seine Relevanz-Zeiten hinaus bereitzuhalten und damit den Zeithorizont der Gesellschaft zu vertiefen. Dass Informationen in immer größeren Mengen gespeichert und konserviert werden, ist nur die materielle Voraussetzung eines historischen Gedächtnisses. Daten müssen beständig gedeutet und in Wissen überführt werden, damit sie überhaupt eine gesellschaftliche und kulturelle Wirkung entfalten können.

Ebenso grundlegend wie die ästhetische Erfahrung, die aus pragmatischen Verengungen herausführt, und die historische Erfahrung, die den Blick auf die fremd gewordene eigene Kultur richtet, ist die kulturelle Erfahrung der Differenz beziehungsweise die Verschränkung von Eigenem und Fremdem. Hier sind es insbesondere zwei Herausforderungen, die derzeit der kulturwissenschaftlichen Verantwortung für Kultur eine Richtung geben: Globalisierung und Migrationen rücken das geographisch Ferne und kulturell Fremde in enge funktionale Verflechtungen und neue lokale Nachbarschaften. Das heißt jedoch keinesfalls, dass kulturelle Unterschiede immer unwichtiger werden oder ganz verloren gehen. Im Gegenteil spielen, wie wir derzeit erleben, Fragen der kulturellen Identität eine größere Rolle denn je. Die Reanimation der eigenen kulturellen Überlieferung und die Auseinandersetzung mit ihr ist eine weitere wichtige Herausforderung der Kulturwissenschaften, die keineswegs ausschließlich rückwärts gewandt, sondern die Voraussetzung eines kulturellen Selbstverständnis ist.

Die andere Herausforderung ist mit dem wissenschaftlich technischen Wandel gegeben, der unser Weltbild und unsere Grundbegriffe derzeit radikal verändert. Die Frage, ob wir im Begriff sind, in eine posthumane Gesellschaft überzuwechseln, muss von den Kulturwissenschaften gestellt werden. Während die Naturwissenschaften die Voraussetzungen dieses Wandels schaffen, sind die Kulturwissenschaften aufgerufen, diesen Wandel deutend und kritisch zu reflektieren. Es ist die Verantwortung, den Welt- und Bewusstseinswandel kritisch zu begleiten und einen Diskurs über das gesellschaftliche und kulturelle Selbstverständnis zu führen, in die Natur- und Geisteswissenschaften gemeinsam eingebunden sind.

Mit geliehenem Werkzeug neue Felder beackern

Mit Hilfe von naturwissenschaftlichen Analyse-Methoden erhält die Archäologie Antworten auf bislang unlösbare Fragen. Gerade bei der Erforschung der schriftlosen Zeiten der Menschheitsgeschichte ist die Zusammenarbeit mit einer Vielzahl naturwissenschaftlicher Disziplinen angesagt: Beispiele für einen gewinnbringenden Austausch.

VON RALF W. SCHMITZ



Dr. Ralf W. Schmitz arbeitet am Tübinger Institut für Ur- und Frühgeschichte an der Erforschung der Neandertaler.

Den meisten Menschen, die von »Archäologie« sprechen, ist nicht bewusst, dass sich unter diesem Dachbegriff eine Reihe von unabhängigen Disziplinen versammeln. Dabei reicht die Bandbreite in Europa von der Archäologie des Eiszeitalters und damit des frühen Menschen über die Klassische Archäologie mit Fragestellungen zu Hellas und Rom bis hin zur Archäologie der jüngsten Geschichte, die beispielsweise im Bombenschutt Berlins die Originalstätten des NS-Terrors dingfest zu machen sucht.

Unabhängig hiervon ist der primäre Forschungsgegenstand aller archäologischen Disziplinen identisch: das Leben der Menschen in ihrer spezifischen, durch Umwelt und Kulturfaktoren geprägten Situation, ob es sich dabei um eine Gruppe Neandertaler handelt, die Einwohner Troias oder schwäbische Handwerker aus dem 11. Jahrhundert.

Um die dabei aufgeworfenen Fragen zu klären, bedient sich die Archäologie natürlich geisteswissenschaftlicher Methoden wie des Studiums alter Schriften oder der stilistischen Analyse von Kunstwerken und Gebrauchsgegenständen. Dabei ist zu bedenken, dass nur 0,2 Prozent der menschlichen Geschichte schriftlich überliefert sind.

Diese Überlieferungen können zudem unvollständig, fehlerhaft und/oder subjektiv abgefasst sein. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit möglichst hochauflösender Ausgrabungen im Gelände sowie paralleler oder nachbereitender Analysen von Sedimenten, Befunden und Fundgegenständen. Hierbei kooperiert die Archäologie immer stärker mit den Naturwissenschaften. Dabei wird der Umfang der Zusammenarbeit einerseits von der archäologischen Fragestellung bestimmt, andererseits gibt die Durchführbarkeit naturwissenschaftlicher Untersuchungen einen Rahmen vor, der sich beständig erweitert.

Umweltindikatoren analysieren

Zu den beinahe klassischen Analysen zählen die Untersuchung des Fundschichtsedimentes auf Entstehungsart und -zeitraum, die Analyse der darin enthaltenen Pollen, botanischen Großreste und Faunenreste als Umweltindikatoren, die Datierung von Fundstücken mit der ¹⁴C-Methode) und die zeitliche Fixierung von Holzfunden über die Einordnung ihrer Jahrringe in einen Kalender) (Dendrochronologie).

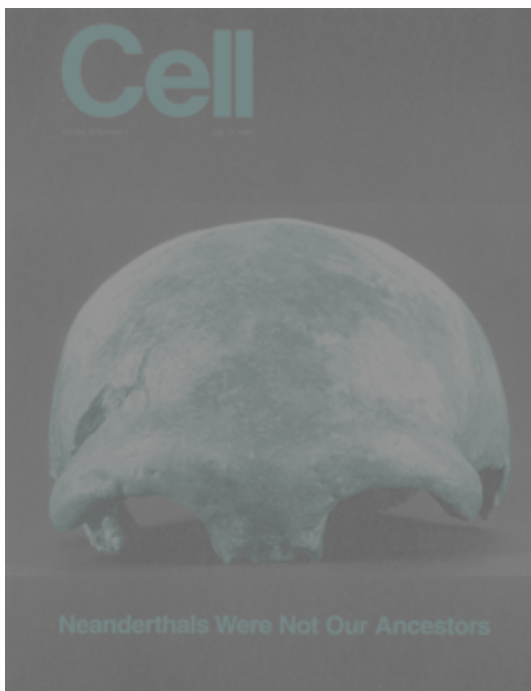
Bedingt durch die Menge der Funde brachten verschiedene prähistorische Institute eigene Labors und Forschungsstellen hervor: In Tübingen ist dies die Archäobiologie mit ihren Teilbereichen Archäozoologie und Archäobotanik, in Köln sind es die Labors für ¹⁴C-Datierung), Pollenanalyse und Dendrochronologie.

Damit ist das Feld der interdisziplinären Zusammenarbeit jedoch gerade erst betreten. Die rasante Entwicklung der Wissenschaftszweige Physik, Chemie, Biologie und Medizin gestattete der Archäologie die Umsetzung teils alter, zuvor kaum lösbarer Fragestellungen. Heute ist es beispielsweise bei Entnahme kleinster Probenmengen möglich, den Herkunftsort von Metallen oder Gesteinsmaterialien zu bestimmen und so Handelswege zu rekonstruieren. Röntgenuntersuchungen und computertomographische Scans an fossilen Menschenknochen werden ebenso wie mikroskopische Befunde mit Krankheitsbildern aus dem heutigen Klinikbetrieb verglichen um festzustellen, woran der fossile Patient) einst litt.

Rückschlüsse auf Krankheiten

Eine weitere Untersuchungsmethode ist das mikroskopische Begutachten von Knochendünnschliffen. Hierzu werden kleine Proben aus dem Knochengewebe verstorbener Patienten entnommen und zu kleinen, hauchdünnen Scheiben geschliffen. Entnimmt man aus dem Knochen eines urgeschichtlichen Menschen eine Probe und bereitet sie entsprechend auf, so lassen sich durch den Vergleich mit modernen Knochenproben eines aktenkundigen Krankheitsverlaufes wichtige Rückschlüsse auf Mangelerscheinungen, Erkrankungen oder Verletzungen ziehen.

Diese medizinisch-pathologischen Untersuchungen beleuchten so Lebensumstände, gegebenenfalls auch Pflege und Fürsorge in schriftlosen Gesellschaften. Ein gutes Beispiel hierfür sind Untersuchungen an Skeletten von Neandertalern, die teils schwerste Verletzungen Wochen und Jahre überlebten. Dies bedeutet, dass Gruppenmitglieder, insbesondere in der akuten Phase der Verletzung, sich ihrer angenommen haben müssen. Indirekt erhalten wir so Informationen über das Sozialverhalten dieser frühen Menschen.



Archäologie in der natur- wissenschaftlichen Zeitschrift »Cell«: Forschung ohne Berührungsängste.

Mit gerichtsmedizinischen Methoden und computergestützter Rekonstruktion auf der Basis hochauflösender CT-Scans) kann das Aussehen von Menschen, die vor Jahrtausenden starben, wieder sichtbar gemacht werden. Auch ihre bevorzugte Nahrung lässt sich identifizieren: Vergleichende Beschleuniger-Massenspektrometer-Analysen der stabilen Isotope von Kohlenstoff und Stickstoff, durchgeführt an menschlichen Knochen sowie solchen von Fleischfressern und Pflanzenfressern, zeigten, dass die Neandertaler von Vindija in Kroatien überwiegend Fleisch aßen.

Archäologie und Genetik

Ein weiteres Beispiel für neue Kooperationsfelder ist die Paläogenetik: Der kombinierte Forscherdrang von Archäologen und Genetikern eröffnete in den vergangenen zehn Jahren ein neues Experimentierfeld, dessen Grenzen bei weitem noch nicht erreicht sind. So konnte inzwischen selbst die Frage nach der Beziehung von Neandertalern und heutigen Menschen auf molekularbiologischer Ebene betrachtet werden. Die Untersuchungen zielten ab auf DNA aus den Zellkraftwerken) (Mitochondrien), da diese für Verwandtschaftsanalysen von Personen und Bevölkerungen bestens geeignet ist. In einem der DNA-Abschnitte, der Hypervariablen Region 1), weisen Menschen der Gegenwart unabhängig von ihrer geographischen Herkunft im Durchschnitt acht voneinander abweichende Bausteine auf.

1997 gelang es, einen Abschnitt mit einer Länge von 379 Bausteinen aus der Hypervariablen Region 1) des 1856 im Neandertal entdeckten Urmenschen zu erarbeiten. Diese weltweit erste DNA-Sequenz eines Neandertalers zeigt im Vergleich mit heute lebenden Menschen aller Kontinente durchschnittlich 27 abweichende Bausteine ein Ergebnis, das einen genetischen Beitrag der Neandertaler zum modernen Menschen eher unwahrscheinlich werden lässt. Es muss jedoch beachtet werden, dass in allen bisherigen Arbeiten stets Neandertaler und heutige Menschen verglichen wurden. Dies lässt die Möglichkeit offen, dass die Neandertaler zwar Gene auf die unmittelbar nach ihnen in Europa lebenden, wohl aus dem Nahen Osten zugewanderten Menschen modernen Typs vererbten, diese Erbinformationen aber in den vergangenen 35 000 Jahren wieder verloren gingen.

Die erwähnten Beispiele zeigen, dass insbesondere die mit den schriftlosen Zeiten befasste Archäologie heute mehr denn je mit einer Vielzahl naturwissenschaftlicher Disziplinen verknüpft ist. Dabei sind das Erarbeiten tragfähiger Fragestellungen, das methodisch-kritische Begleiten der Untersuchungen und die hinterfragende Einarbeitung der Ergebnisse in das Gesamtbild zeitaufwändige Komponenten jeder inter- oder multidisziplinären Kooperation.

Neben ihrem klassischen) Aufgabenbereich, der Enträtselung früher menschlicher Kulturerscheinungen, liefert die Archäologie durch moderne Grabungen und breit angelegte Kooperationsprojekte zunehmend auch wichtige Informationen zur komplexen Klimageschichte

des noch immer andauernden quartären Eiszeitalters. Sie trägt damit zum Verständnis des globalen Klima-Systems bei, dessen Auswirkungen für den Fortbestand unserer Gesellschaftsform letztlich bedrohlicher sein können als jede politische Krise.

»Ich sitze seit vielen Jahren zwischen den Stühlen«

Sie arbeitet an einer Nahtstelle zwischen den Geistes- und Naturwissenschaften: Eve-Marie Engels, die Inhaberin des einzigen Lehrstuhls für Ethik in den Biowissenschaften in Deutschland, hält die Zusammenarbeit der Wissenschaftskulturen für unabdingbar. Politik und Gesellschaft müssen auf die ethischen Herausforderungen durch die Möglichkeiten der Biologie und Medizin reagieren. Engels lobt ihre Kolleginnen und Kollegen aus den Naturwissenschaften für ihre Kooperationsbereitschaft. Die attempto!-Redaktion wollte von der Philosophin und Biologin wissen, wie sie ihre Aufgabe in Forschung und Gesellschaft definiert.



Eve- Marie Engels, Professorin für Ethik in den Biowissenschaften und Sprecherin des Tübinger Zentrums für Ethik in den Wissenschaften, sieht die Bioethik als gesellschaftliches Frühwarnsystem.
Foto: Lindner

attempto!: Frau Engels, Sie sind Mitglied der Fakultät für Biologie und der Fakultät für Philosophie. Gibt es einen Unterschied der Wissenschaftskulturen zwischen diesen beiden Fakultäten?

Engels: Ich fühle mich in beiden Fakultäten zu Hause, weil ich seit Mitte der 70-er Jahre Grenzgängerin zwischen den Wissenschaften und den Wissenschaftskulturen bin. Reine Philosophie, die ganz unabhängig von der Entwicklung in den Wissenschaften betrieben würde, wäre für mich intellektuell nicht interessant genug, und die Naturwissenschaften ohne ethische, wissenschaftstheoretische und wissenschaftshistorische Reflexion wären ebenfalls verkürzt. Ich sitze seit vielen Jahren zwischen den Stühlen.

attempto!: Unterscheiden sich die Natur- von den Geisteswissenschaften aus Ihrer

Sicht vielleicht gerade dadurch, dass sie sich auf die reine Ansammlung von Wissen konzentrieren, ohne ihre Arbeit in einen Gesamtzusammenhang zu stellen?

Engels: Man kann von den Naturwissenschaftlern, die ein bestimmtes Spezialwissen in ihrem Bereich erlangen, nicht erwarten, dass sie jedes Mal das Ganze mitdenken, obwohl dies sicherlich wünschenswert wäre. Daher schätze ich es sehr, dass die Fakultät für Biologie in Tübingen so souverän war, einen Lehrstuhl für Ethik in den Biowissenschaften einzurichten. Dadurch wird den Studierenden die Möglichkeit gegeben, ihr eigenes Denken und Tun auch in einem größeren ethischen Zusammenhang zu reflektieren.

attempo!: Werden Sie als Philosophin in einer naturwissenschaftlichen Fakultät akzeptiert?

Engels: Vollkommen. Die Kolleginnen und Kollegen sind ausgesprochen kooperativ.

attempo!: Fühlen Sie sich auch wissenschaftlich akzeptiert?

Engels: Als Bioethikerin fühle ich mich akzeptiert. Es ist ja evident, dass die Ethik in den Biowissenschaften gesellschaftlich eine enorme Rolle spielt. Die Biologen sehen daher auch die Bedeutung, die dieser Lehrstuhl in ihrer Fakultät hat. Sie fühlen sich in ihrer Entscheidung bestätigt, einen solchen Lehrstuhl eingerichtet zu haben.

attempo!: Können Sie für Tübingen ein konkretes Beispiel nennen, bei dem ethische Überlegungen den Forschungsprozess direkt beeinflusst haben?

Engels: Es ist nicht so, dass ich mich beispielsweise zu einem meiner Kollegen ins Labor stelle und sage: Jetzt schau ich mal, was Sie da machen.) Das würde ich als unzulässige Bevormundung betrachten. Ich sehe es nicht als meine Aufgabe an, einzelne Forschungsprojekte zu zensieren), sondern vielmehr eine interdisziplinäre Perspektive auf die Wissenschaften zu verankern, in der die Ethik ihren festen Platz hat. So äußert sich die Zusammenarbeit mit den Biologen zum Beispiel darin, dass die interdisziplinären Promotionen in der Fakultät für Biologie stets von einem Geisteswissenschaftler und einem Naturwissenschaftler betreut werden. Alle Doktorarbeiten, die in der Bioethik laufen, werden also gemeinsam betreut. Dies eröffnet einerseits Doktorand(inn)en und Betreuer(inne)n aus der Biologie den Zugang zu einer ethischen Perspektive auf ihr Fach, bringt aber andererseits auch die bioethische Forschung weiter. Außerdem hat das Ethik-Zentrum der Universität Tübingen (IZEW) bei der DFG ein Graduiertenkolleg Bioethik) beantragt, ein komplettes interdisziplinäres Ausbildungsprogramm für Doktorand(inn)en.



Bioethik: Grenzgänger zwischen Disziplinen und Wissenschaftskulturen.

Foto: Haas, Hintergrund: Mikrobiologie

attempo!: Wie sieht es dann mit der Kontrollfunktion der Ethik aus, die ja auch von der Gesellschaft erwartet wird?

Engels: Die Ethik hat die Funktion, die ethischen, wissenschaftstheoretischen und gesellschaftswissenschaftlichen Grundlagen bereit zu stellen – das Feld zu pflügen für eine

qualifizierte Diskussion in diesem Bereich. Sie hat auch die Aufgabe, verschiedene Argumentationswege aufzubereiten. Häufig gibt es ja diffuse Vorstellungen über das, was erlaubt oder verboten ist. In bestimmten Gremien, wie beispielsweise im Nationalen Ethikrat der Bundesregierung, haben wir dann aber auch eine politische Funktion. Unsere Stellungnahmen dienen Politikern auch als Entscheidungsgrundlage. Wir können der Gesellschaft und der Politik diese Entscheidungen aber nicht abnehmen.

attempo!: Agiert die Bioethik zeitgerecht oder hinkt sie der wissenschaftlichen Entwicklung hinterher? Könnte sie ein Frühwarnsystem sein?

Engels: Wir sind ja ständig ein Frühwarnsystem. Die Rolle der Bioethik hat sich in den vergangenen 25 Jahren gewandelt. Einen Aufschwung erlebte sie im Anschluss an die Geburt des ersten Retorten-Babys) 1978. Da begann man weltweit, sich Gedanken über den moralischen Status des Embryos im Reagenzglas zu machen. Bis zu diesem Zeitpunkt bezogen sich die Ethik und die rechtliche Situation auf den Embryo im Mutterleib. Durch die In-Vitro-Fertilisation stellte sich die Frage, wie wir mit dem Embryo in einem ganz neuen Kontext eigentlich umgehen. So kam es zum Embryonenschutz-Gesetz. Dies war eine Reaktion auf neue Möglichkeiten. Aber heute ist es umgekehrt: Es gibt die Möglichkeit des therapeutischen oder reproduktiven Klonens von Menschen noch nicht. Dennoch reflektieren wir über diese heißen Themen bereits jetzt. Wir überlegen im Vorfeld der Einführung der artüberschreitenden Xenotransplantation, der Übertragung von Tierorganen auf den Menschen, ob wir so etwas ethisch vertreten können. Die Ethik ist Sensor möglicher Gefahren, Risiken und Chancen geworden. Sie hinkt nicht mehr nur hinterher.

attempo!: Ihr Einfluss wird meistens als Einschränkung wahrgenommen. Wie stark setzt sich die Ethik gegen die Ansprüche der Naturwissenschaftler durch?

Engels: Die Stammzellen-Debatte hat gezeigt, dass sich die Ethik dahingehend durchgesetzt hat, dass unser Gesetz über den Import embryonaler Stammzellen ein Kompromiss ist zwischen den Ergebnissen des Nationalen Ethikrats, der Enquete-Kommission und den Interessen der Wissenschaftler. Der Import embryonaler Stammzellen ist erlaubt, aber nur unter strengen Auflagen. Die Wissenschaftler können erforschen, wie sich aus diesen Stammzellen Gewebe herstellen lässt, dürfen diese Zellen aber nicht in Deutschland selbst gewinnen, weil dies die Zerstörung von Embryonen voraussetzt.

attempo!: Ist das nicht eine doppelte Moral? Nicht selbst Stammzellen produzieren, aber aus dem Ausland importierte für die eigene Forschung benutzen?

Engels: Um dieses Problem zu lösen, hat der Gesetzgeber eine Stichtagsregelung eingeführt. Es dürfen nur solche embryonalen Stammzellen eingeführt werden, die es bereits vor dem ersten Januar 2002 gab, damit im Ausland keine neuen Embryonen für Forschungen in Deutschland getötet werden. Eine doppelte Moral wäre es, den Stichtag nach Belieben zu ändern. Spätestens dann müsste man sich wirklich überlegen, ob es nicht ehrlicher wäre, entweder ganz auf diese Forschung zu verzichten oder embryonale Stammzellen im eigenen Land zu gewinnen. Das ist die Alternative, die irgendwann auf uns zukommen wird. Im Moment haben wir eine Übergangsregelung. Wenn man ethisch unproblematischere Alternativen hat, wie zum Beispiel die Gewinnung von adulten Stammzellen, sollte man natürlich auf diese ausweichen und zuerst diese erforschen.

attempo! Was macht die Ethik in den Wissenschaften) eigentlich zur Wissenschaft? Inwieweit geht sie über aus Weltanschauungen abgeleitete Verhaltensrichtlinien hinaus?

Engels: Indem man sich um die Anwendung von Methoden bemüht, die nicht spezifisch weltanschaulich sind. Zum Beispiel muss man zunächst einmal eine Sachstandsanalyse machen, bevor man über den moralischen Status des Embryos spricht: Was ist eigentlich ein Embryo im biologischen Sinne? Welchen biologischen Status hat er? Dies alles ist unabhängig von einem bestimmten weltanschaulichen und religiösen Hintergrund zu klären. Da die bioethischen Herausforderungen der Biologie und Medizin entspringen, muss die ethische Beurteilung auf diesen konkreten Sachstand Bezug nehmen, ohne jedoch daraus ihre ethischen Maßstäbe ableiten zu können. Die ethische Beurteilung erfolgt dann auf der Grundlage von altbewährten Prinzipien und Werten, die allgemein verbindlich sind und nicht aus einem ganz bestimmten, weltanschaulichen Hintergrund abgeleitet werden. Ich argumentiere nie von der evangelischen oder katholischen Theologie her, sondern mit den begrifflichen Instrumenten der Philosophie.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN JANNA EBERHARDT, GABRIELE FÖRDER UND SIMONE SCHERZER

Informatik als Brücke zwischen den Wissenschaften?

VON HERBERT KLAEREN

Die Informatik hat eine starke mathematisch-naturwissenschaftliche Tradition, aber auch tiefe Wurzeln in den Geisteswissenschaften. Informatik-Konzepte werden heute in fast allen Wissenschaften verwendet. Könnte die »Ingenieurwissenschaft des Geistes« da nicht Vermittler zwischen den Wissenschaftskulturen sein?



Herbert Klaeren hat als Professor für Programmierung die Etablierung des Faches Informatik in Tübingen fast von Anfang an begleitet.

Foto: Schönbrunner

C. P. Snow stellt Geisteswissenschaftler und Naturwissenschaftler als zwei fremde »Indianerstämme« dar, die sich nicht verstehen können, weil ihre Sprachen und ihr kultureller Hintergrund inkompatibel sind. Ich habe diese Theorie nie verstanden. Die angebliche Kluft ist nur vor dem Hintergrund des Streits um Geld, Stellen, Räume und so weiter verständlich. Wissenschaftstheoretisch ist der Streit nicht zu erklären, auch wenn das Klauen um Geld immer wieder gerne wissenschaftstheoretisch verbrämt wird. Da wird dann der »Untergang des christlichen Abendlands« heraufbeschworen, so auch in einem Artikel eines sonst eigentlich recht vernünftig wirkenden Tübinger Kollegen in der FAZ.

Bei Licht betrachtet gäbe es im übrigen wesentlich mehr als nur diese zwei Stämme: Auch die Sozial-, Human- und Kulturwissenschaften betonen sehr gerne ihre Einzigartigkeit und Unvergleichbarkeit mit anderen Wissenschaftszweigen, von den Ingenieurwissenschaften ganz zu schweigen, die traditionell von einem besonderen Selbstbewusstsein erfüllt sind. Es ist bei manchen Wissenschaften auch nicht einfach, sie in ein solches Raster zu pressen. Mathematik etwa, wie auch die Informatik, sind nicht im eigentlichen Sinne des Wortes »Natur«-Wissenschaften, aber auch zu den Geisteswissenschaften lassen sich beide kaum zählen. Friedrich L. Bauer, einer der Pioniere der Informatik in Deutschland, bezeichnet die Informatik als eine »Ingenieurwissenschaft des Geistes«.

Die Hangwissenschaft

Jeder Kenner der Tübinger Situation weiß, dass dort die Geisteswissenschaften eher im Tal versammelt sind, während die Naturwissenschaften auf dem Berg sitzen. Verbunden mit der Tatsache, dass die Naturwissenschaften Geldbeträge in ganz anderen Zehnerpotenzen ausgeben und in der Regel Resultate produzieren, die einem (leider immer stärker werdenden) Nützlichkeitsdenken zugänglicher sind, wird es verständlich, dass manche Geisteswissenschaftler völlig zu Unrecht Minderwertigkeitskomplexe bekommen. Ich erinnere mich an die Diskussion bei einer Anhörung vor dem Großen Senat, als die Fakultät für Informatik eingerichtet werden sollte.

Einer der Kollegen aus dem Tal fragte dort, ob die neue Fakultät nicht eine weitere »Bergwissenschaft« werden würde, die dann auch auf die »Talwissenschaften« verächtlich herabblicken würde. Ich habe damals geantwortet, dass die Informatik eine »Hangwissenschaft« werden möchte, die zwischen Berg und Tal vermittelt. Sie hat zwar eine starke mathematisch-naturwissenschaftliche und ingenieurwissenschaftliche Tradition, aber auch tiefe geisteswissenschaftliche Wurzeln. Angesichts der heutigen Lage der Fakultät auf dem Denzenberg lässt sich bemerken, dass man mit Wortspielen vorsichtig umgehen sollte sie werden oft auf unvorhergesehene Weise wahr.

Ein weiterer Diskussionspunkt in der genannten Anhörung war, »welche fundamentalen Fragen der Welt und des Menschen« die neue Wissenschaft denn angehen wolle, da doch alle anderen Fakultäten an dieser Universität sich mit dieser Art von Fragen beschäftigten. Diese Frage betrifft das wissenschaftliche Selbstverständnis der Informatik, zu dem am Ende dieses Artikels eine Leseempfehlung aufgeführt ist.



Interdisziplinäre Menschenkette, die Berg und Tal bei Studentenprotesten 1988/89 verbinden sollte: Ausweg aus der fachzentrierten Einbahnstraße?

Foto: Birker

Jeder weiß, dass menschliches Denken fehlerhaft ist. Daher ist der alte Traum verständlich, Mechanismen zu erfinden, welche fehlerfreie Denkprozesse und somit unumstößlich richtige Resultate ermöglichen. Bereits die altgriechische Mathematik hat es hier, wenn auch eingeschränkt, zu einer bemerkenswerten Perfektion gebracht. Die im folgenden erwähnten Männer, die diese Denklinie aufgegriffen haben, sind allesamt nachweislich keine Informatiker gewesen, aber Vorbereiter des geistigen Klimas, in dem Informatik entstehen konnte oder sogar musste. Grob zusammengefasst geht es einerseits um die Entwicklung der Rechenkunst, dann aber viel allgemeiner um Rechnen als Vorbild für Erkenntnis und um die Informationsverarbeitung als Leitbild.

Suche nach Regeln

Etwa zur Zeit Karls des Großen schrieb Mohammed ibn Musa abu Djafar al Khwarizmi, von dessen Namen später das Wort Algorithmus abgeleitet wurde, ein Buch mit dem Titel »Kitab al muhtasar fi hisab al gebr we al muqabala« (»Kurzgefasstes Lehrbuch für die Berechnung durch Vergleich und Reduktion«). Das Wort Algebra ist im Titel des Buchs zu erkennen. Die Bedeutung des Algorithmus-Konzepts lässt sich kaum überbewerten: Ein Algorithmus erlaubt auch einem Unkundigen, mathematisch richtige Ergebnisse herzuleiten. Die dahinter liegende Theorie muss er nicht verstanden haben, es genügt, sich zu vergewissern, dass die Voraussetzungen des Algorithmus gegeben sind und sich dann streng an die Regeln zu halten. Die Kreuzfahrer

brachten das kurzgefasste Lehrbuch nach Europa.

Wilhelm Schickard (1592-1635) darf in Tübingen natürlich nicht unerwähnt bleiben. Er baute die erste funktionierende Rechenmaschine, aber auch seine Rota Hebraea zur Automatisierung der hebräischen Konjugation und sein Handplanetarium sind Versuche in Richtung eines Traums, der erst durch die Informatik seine Verwirklichung finden sollte.

René Descartes (1596-1650) formulierte seine »Regeln zur Lenkung des Geistes« (»regulae ad directionem ingenii«) und entwarf in einem Brief die Vision einer wissenschaftlichen Universalsprache (mathesis universalis). Er wollte die Strenge mathematischer Beweise auf die Philosophie übertragen. Für die Gültigkeit von Schlussfolgerungen käme es dabei nicht auf die intellektuellen Fähigkeiten des Denkers an, sondern nur auf die Richtigkeit der Regeln und deren strenge Einhaltung.

Dieser Gedanke mag zunächst auf solche Menschen schockierend wirken, die sich gerne als unvergleichliche Genies definieren. Er wurde aber von Leibniz (1666) aufgegriffen, der einen Calculus ratiocinator entwickeln wollte, mit dessen Hilfe selbst philosophische Streitfragen durch einfache Rechnungen (Calculus!) entscheidbar wären. Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat die Mathematik nachweisen können, dass dieses Ziel unerreichbar ist: Zum Glück für die einsamen Genies gibt es in jedem mathematischen System wahre Aussagen, die sich nicht formal innerhalb des Systems beweisen lassen.

Das ändert nichts daran, dass Informatik-Konzepte heute in nahezu alle Wissenschaften Eingang finden und Computer sozusagen universell angewendet werden. Die große Stärke des Computers ist das regelgeleitete Handeln, das deshalb so treffsicher ist, weil Computer nicht durch ihre eigene Gedankenwelt von ihrer Aufgabe abgelenkt werden können.

Menschen dagegen sind im Prinzip nicht in der Lage, stur nach einer Regel zu verfahren. Sie suchen immer nach dem eigentlichen Sinn der Regel, versuchen sinngemäß vorzugehen, streben nach Vereinfachungen und Abkürzungen. Insofern sind Computer idealtypische Inkarnationen des von Descartes und Leibniz geforderten rationalen »Denk«-Prozesses. Unerhörte Neuigkeiten und kreative, veritable Denkleistungen werden wir allerdings beim bloßen Befolgen eines Satzes von Regeln vergeblich erwarten.

(Der Artikel ist die Zusammenfassung eines Vortrags, den Herbert Klaeren im Rahmen der Vortragsreihe »Pro Universitas« im Herbst 2001 gehalten hat. Anlass für die von Studierenden der Universität Tübingen organisierte Veranstaltung waren die Stellenumschichtungspläne des Rektorates, von denen angenommen wurde, dass sie vor allem den Lebenswissenschaften und der Informatik zugute kommen sollten.)

Lesetipp:

Ch. Floyd und Herbert Klaeren. Informatik als Praxis und Wissenschaft. Tübinger Studententexte Informatik und Gesellschaft, 1999 (Schutzgebühr neun Euro, zu beziehen über das Wilhelm-Schickard-Institut).

Ein Graben von atlantischer Tiefe

VON HANS-JOACHIM LANG

Der »Tübinger Streit« hat gezeigt, woran es der Universität seit langem fehlt: an einer breiten Diskussion über das, was sie in Zukunft sein will. So jedenfalls sieht es ein journalistischer Kommentar von außen.



Dr. Hans-Joachim Lang ist Redakteur beim Schwäbischen Tagblatt. Zu seinen Arbeitsgebieten zählen Universität und Regionalgeschichte. Er studierte in Tübingen Germanistik, Empirische Kulturwissenschaft und Politikwissenschaft.

Foto: Bühler

Zukunft ist, was alle angeht. Sollte man meinen. Doch als sich Ende Januar 2003 der baden-württembergische Wissenschaftsminister Peter Frankenberg in Tübingen zu einer Diskussion über die Zukunft der Universität angesagt hatte, ist kaum jemand hingegangen. Entweder, weil niemanden interessierte, was dem Minister dazu einfallen würde. Oder, weil man annahm, dass dem Minister nichts einfallen würde. Am wahrscheinlichsten vielleicht, weil die meisten lieber in der Gegenwart wursteln, die vorzugsweise bleiben soll, wie sie ist. Zurück in den Elfenbeinturm?

Man könnte zur Tagesordnung übergehen, wäre jener geringe Zulauf von gerade mal 80 unter (zusammen mit Lehrpersonal und sonstigen Bediensteten) beinahe 30 000 Universitätsangehörigen nicht symptomatisch für das allgemeine Desinteresse an der wissenschaftspolitischen Verortung der Eberhard Karls Universität. Zukunftsplanungen, so sie denn überhaupt systematisch betrieben werden, finden hinter geschlossenen Türen statt, Öffentlichkeit und Transparenz werden kaum eingefordert. Und so nimmt es nicht wunder, wenn

sich wegen scheinbar unvermittelter Stellenumwidmungen eine aufgeschreckte Mehrheit erstaunt die Augen reibt sie aber angesichts der durchaus erkennbaren Konsequenzen nicht schnell genug wieder schließen kann.

Ist die Universität, wie sie ist, für die künftigen Herausforderungen gut genug, oder bedarf es einer anderen Universität? Und falls ja, wie soll sie sich profilieren? Die Fragen drängen nach Antworten. »Diese Universität braucht endlich eine Grundsatzdebatte«, mahnte eindringlich der Tübinger Ethnologe Thomas Hauschild in einem Interview. Fast zwei Jahre sind seither ins Land gegangen. Aber sucht man nach einer breiten Leitbild-Debatte, findet man den universitären Kosmos wüst und leer. Und Hauschild als einsamen Rufer.



Wo der Autor eine Werte-Debatte über das Leben wünscht, herrscht Grabesstille.

Foto:Pape

Derweil noch Humboldt-Debatten verzweifelt das Rad der Entwicklung anzuhalten versuchten, hat sich die Universität unversehens von ihrem großen alten Vorbild entfernt. Sie ist eine andere geworden, ohne dass ihr ein neuer Rahmen zugewiesen wurde. An der Universität klafft derweil zwischen den Exponenten unter ihren Angehörigen mancherorts ein Graben von geradezu atlantischer Tiefe.

In das Fakultätstableau hat sich die Informatik eingenistet; Biologie ist längst nicht mehr nur kontemplative Naturbetrachtung, sondern auch eine Technik. Bio-Informatik und Bio-Technik sind auch außerhalb der Universität attraktiv geworden, vielleicht wegen ihrer durchaus Erkenntnis leitenden, mehr wohl aber wegen ihrer Börsen treibenden Dynamik. Davon ist die Universität nicht mehr frei, das hat auch, wenn man so will, Rückwirkungen auf das »alte Europa«.

Von gesellschaftlicher Relevanz können Werte-Debatten nur sein, wenn möglichst viele daran teilnehmen und offen darüber reden, was sie meinen. Diese »transatlantische« Grundsatzdebatte braucht die Universität, zu ihrer Selbst-Vergewisserung wie auch als orientierende Entwicklungshilfe. Der Mensch hat das Feuer gebändigt, Pflanzen kultiviert, Nutzvieh gezüchtet nie war er mit dem Erreichten zufrieden. Hier zu Lande hat sogar schon eine Leitwissenschaft, Rassenkunde genannt und mit vielen Universitätsfächern vernetzt, damit begonnen, die eigene Art aufzunorden. Niemand muss den modernen »Lebens«-Wissenschaften ähnliche Tendenzen unterstellen. Aber wenn es ums Leben geben, mithin auch ums Überleben geht, müssen sich alle über die Bedingungen verständigen, unter denen es stattfinden soll. Denn das geht jede(n) an. Auf diesem Boden kann dann auch ein mit Vernunft gewolltes Leitbild wurzeln.

Den Dialog wieder in Gang bringen

VON MICHAEL KLETT

Die humanistische Universalität der Renaissance als produktive Utopie: Das Forum Scientiarum der Universität Tübingen möchte die Entfremdung zwischen den Wissenschaftskulturen überwinden. Die Förderung von Doppelstudium und integrative Studiengänge stehen auf dem Programm.



Dr. h.c. Michael Klett gründete 1977 den Verlag Klett-Cotta und ist Vorstandsvorsitzender der Ernst Klett Aktiengesellschaft.

Foto: Gabriel

Im Jahre 1947 hielt der englische Intellektuelle C.P. Snow einen Vortrag mit dem Titel »Die zwei Kulturen«, in welchem er die enorme Entfremdung kennzeichnete, die sich seit dem 16. Jahrhundert zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften aufgetan hatte. Er beschrieb die beiden »cultures« als kultur-anthropologische Räume, die sich gegenseitig als etwas Exotisch-Fremdes ansahen, und er forderte ihre Wiederverschränkung. Snow versprach sich eine geistige Entflammung dieser vor sich hin lebenden Wissenschaftszivilisationen, indem er sich der Analogie der Renaissance bediente: Wie die Wiederentdeckung der antiken Kultur auf den kulturellen Status des Spätmittelalters stieß, so müsse eine gegenseitige Durchdringung naturwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Kulturen enorme geistige Energien und wissenschaftlich fruchtbare Phantasien freisetzen.

Britische Idee stand Pate

Diese typisch britische Idee war bis weit in die 70-er-Jahre hinein Gegenstand lebhafter Debatten in den akademischen Zirkeln Europas und Amerikas. Und sie kann Patenschaft beanspruchen für eine Tübinger Initiative, die den Namen Forum Scientiarum trägt. Sie versucht, die Idee aus England mit deutschen Bildungsvorstellungen zu verbinden. In der Praxis heißt dies, dass gezielt Studierende gefördert und unterstützt werden, die parallel ein geistes- und naturwissenschaftliches Fach studieren. Darüber hinaus soll das Forum die Machbarkeit integrativer Studiengänge erforschen und erproben. Es soll das Gespräch zwischen den Wissenskulturen, insbesondere den Geistes- und Naturwissenschaften, in Gang bringen.



Alle damals sechs Fakultäten auf der Universitätsfahne von 1841 in der Universitas Studii vereinigt.

Foto: Bühler

Was als Forum Scientiarum in Aussicht ist, wird von einer Handvoll Engagés schon seit einigen Jahren bewegt. Die evangelische Landeskirche gehört ebenso dazu wie Wissenschaftler der Tübinger und anderer Universitäten. Einige Privatleute haben sich dazu gesellt. Es gibt auch schon institutionelle Prototypen wie die Tübinger Sommerakademie und den Förderverein »Zwei Kulturen«, denn für eine spürbare Wirkung des Forums bedarf es erheblicher finanzieller Mittel.

Der unübersichtlichen, weil weitläufig unbekanntem Welt stellte die europäische Zivilisation in der Renaissance die Universität gegenüber. Heute steht die Universität vor einer neuen Unübersichtlichkeit: vor einer sich rasend ausdehnenden Wissenswelt. Das lange Zeit ausgewogene Verhältnis von Bildung, Forschung und Ausbildung gerät durcheinander, das Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften bekommt Schlagseite. Die neue Unübersichtlichkeit ist wissensdynamisch, die Lebenswelt ist tief von ihr durchdrungen. Es besteht also Wandlungsbedarf, und die Universität ist weltweit unterwegs, sich auf diese für die menschliche Zukunft existenzielle Lage einzustellen. Tübingen ist mit dabei. Die humanistische Universalität der Renaissance steht als produktive Utopie zur Verfügung.

- Startseite
- Editorial
- Topthema
- Bildthema
- Forschung
- Studium und Lehre
- Unikultur
- Portrait
- Neue Gesichter
- Unibund
- Forum

Bröselnde Altbauten

Poesie und Charme vermitteln die Impressionen älterer Universitätsgebäude. 6,5 Millionen Euro werden jährlich für den Bauunterhalt an der Universität ausgegeben. Der Sanierungsrückstau liegt bei mehreren Hundert Millionen Euro.

David Haas: Torbogen



David Haas: Treppe



David Haas: Fenster



David Haas: Mauer



Sascha Bühler: Fassade



David Haas: Wegweiser



David Haas: Geländer



Sascha Bühler: Brechtbau

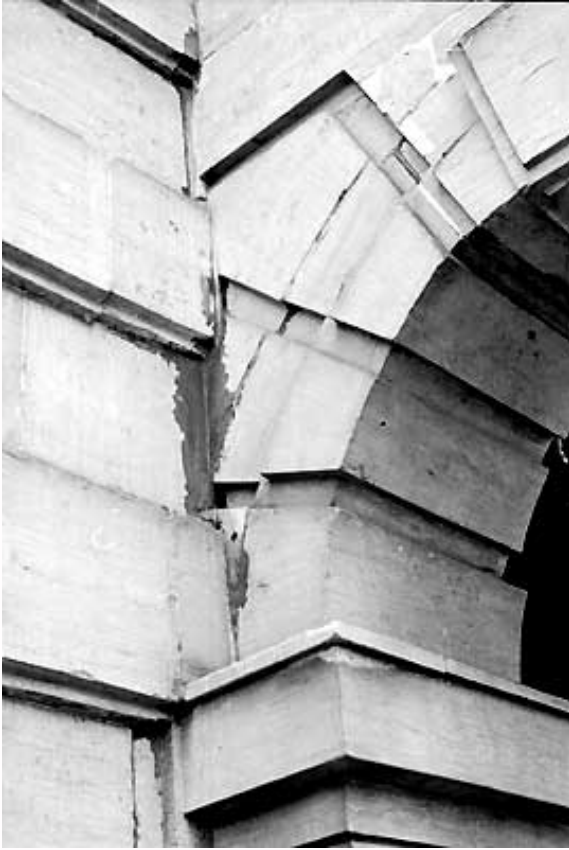


David Haas: Ventilation



Sascha Bühler: Brechtbauklo





David Haas: Torbogen



David Haas: Treppe



David Haas: Fenster



David Haas: Mauer



Sascha Bühler: Fassade



David Haas: Wegweiser



David Haas: Geländer



Sascha Bühler: Brechtbau



David Haas: Ventilation



Sascha Bühler: Brechtbauklo

- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Topthema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium und Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Unigeschichte](#)
- [Neue Gesichter](#)
- [Forum](#)
- [Unibund](#)

Neuroprothese für Analphabeten der Angst

Tübinger Forscher arbeiten an Angstlernprogramm für Soziopathen

[weiter](#)



INTEGRAL auf der Spur von Schwarzen Löchern

Forschungssatellit der ESA wurde teilweise in Tübingen entwickelt

[weiter](#)



Schon die erste Zelle muss wissen, wo unten und oben ist

Nachwuchsforscher am ZMBP untersucht Transport von Pflanzenhormonen

[weiter](#)



Der Herrscher sollte Millionen Jahre leben

Tübinger Ägyptologin erforscht Felstempel aus der Zeit von Ramses II.

[weiter](#)



Neuroprothese für Analphabeten der Angst

Tübinger Forscher arbeiten an Angstlernprogramm für Soziopathen



Zu jeder Gewalttat bereit: Die Aussicht auf Bestrafung löst bei Soziopathen keine physiologische Erregung aus. Sie bleiben kalt und schlagen zu.

Honoré Daumier: Die Diebe und der Esel, 1856-1858.

Sie sind kalt, distanziert, schlagen immer wieder zu und haben kein Mitleid mit ihren Opfern. Auch die Aussicht auf Bestrafung schreckt sie nicht ab. Etwa zehn Prozent aller Kriminellen werden zu dieser Gruppe der (Soziopathen) gerechnet. Wenig intelligent und sozial erfolglos, kommen sie meist aus chaotischen Familienverhältnissen und begehen immerhin mehr als 70 Prozent aller schweren und wiederholten Verbrechen. »Einsperren oder Psychopharmaka funktionieren nicht«, stellt der Tübinger Gehirnforscher Prof. Niels Birbaumer fest. Darum hält er es für notwendig, nach anderen Lösungen zu suchen.

Das geschieht seit Anfang vergangenen Jahres im Forschungsprojekt »Die Wirkung von medialer kriegerischer Gewalt auf Gehirn und Verhalten«, das dem Sonderforschungsbereich »Kriegserfahrungen. Krieg und Gesellschaft in der Neuzeit« zugeordnet ist. Denn gerade auch in Kriegssituationen sind es solche Menschen, die nicht etwa im Affekt, sondern aufgrund ihrer krankhaften Veranlagung zu Massenmördern werden.

»Wir haben zehn Schwerverbrecher, Soziopathen mit antisozialer Persönlichkeit, untersucht«, erklärt Birbaumer. Es waren Gefängnisinsassen aus Berlin, die mit Hilfe eines international standardisierten Interviews ausgewählt wurden. Frauen spielten bei der Untersuchung keine Rolle. Bei ihnen kann sich die Störung durch verbale Aggressivität oder exzessives Lügen äußern,

sie fallen aber selten durch Gesetzesverstöße auf. Bei der physiologischen Untersuchung der ausgewählten Gruppe zeigten sich deutliche Unterschiede zur Kontrollgruppe Menschen mit übermäßigen sozialen Ängsten. Ergebnis: Die Kriminellen hatten schlichtweg keine Angst. Birbaumer: »Die Aussicht auf Strafe löst bei ihnen keine physiologische Erregung aus. Wir konnten erstmals zeigen, dass die Hirnzentren, die Angst auslösen, nicht durchblutet werden.«

Vandalismus und Sensationssuche

Soziopathen sind also physiologisch untererregt. Ohne entsprechende äußere Reize wird ihnen schnell langweilig. Die Folge: Um dem niedrigen Erregungsniveau zu entkommen, schaffen sie sich diese Reize selbst. Vandalismus, Sensationssuche, Gewaltbereitschaft sind typische Verhaltensweisen. Alkohol und Drogen verschlimmern das Problem. Sie wirken beruhigend und senken das Erregungsniveau noch weiter herab. Dadurch verstärkt sich die Bereitschaft, impulsiv zu reagieren: Die »Analphabeten der Angst« werden schnell zu Wiederholungstätern.

Intelligente Soziopathen

Natürlich gibt es auch sozial erfolgreiche und intelligente Soziopathen. Sie sind in der Lage, ihre kriminellen Handlungen so zu planen, dass sie nicht erwischt werden. Abschreckendes Beispiel: der Nationalsozialist Adolf Eichmann. Unfähig, eine emotionale Reaktion zu entwickeln, organisierte er die Massenvernichtung der im deutschen Machtbereich lebenden Juden.

Das ererbte Risiko für Soziopathie und Kriminalität beträgt immerhin 50 Prozent. »Ob die Soziopathiegene zu soziopathischem Verhalten führen, hängt von einer Reihe anderer Gene, zum Beispiel der Gene für Intelligenz, ab die protektiv auf antisoziales Verhalten, Sensationssuche, Aggressivität wirken und vor allem von der kindlichen Entwicklung: Wird das Kind konsequent für prosoziales Verhalten belohnt und auch für antisoziales bestraft, ist die Wahrscheinlichkeit für antisoziales Verhalten gering«, erklärt Birbaumer.

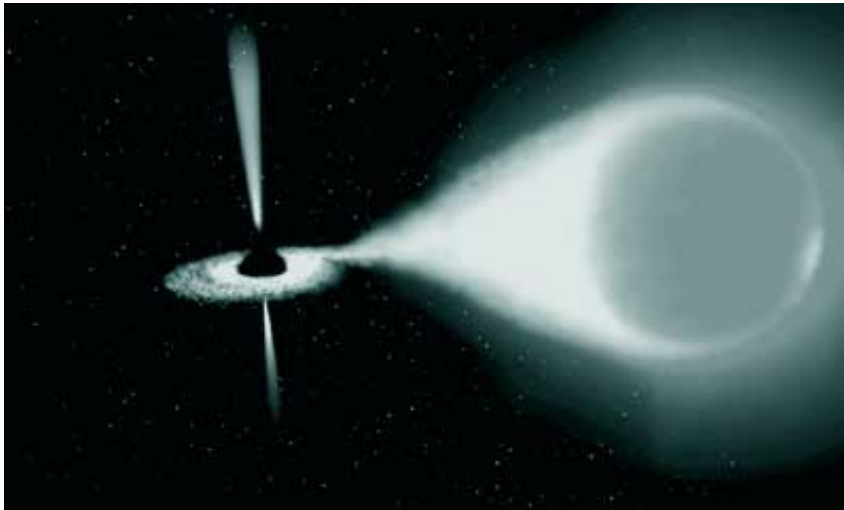
Eine schnelle Lösung des Problems ist nicht in Sicht. »Es gibt wunderbare Therapien gegen Angst, aber keine dafür«, so Birbaumer. Das Ziel bei der Behandlung von Soziopathen ist aber gerade, die für die Angstreaktion verantwortlichen Hirnteile zu aktivieren. In einem psychobiologischen Training sollen die Betroffenen lernen, in bestimmten Situationen ihre unteraktivierte Hirnareale selbst zu erregen. Dass der normal reagierende Mensch in der Lage ist, solche tief liegenden Gehirnstrukturen zu kontrollieren, haben die Untersuchungen von Birbaumer und seinen Mitarbeitern bereits gezeigt. Birbaumer hofft, eine »Neuroprothese für Humanität« zu entwickeln, ein »edukatives, lernpsychologisches Programm für Analphabeten der Angst«.

FÖR

INTEGRAL auf der Spur von Schwarzen Löchern)

Forschungssatellit der ESA wurde teilweise in Tübingen entwickelt

Das Internationale Gammastrahlen-Astrophysiklabor INTEGRAL startete am 17. Oktober 2002 vom kasachischen Weltraumzentrum Baikonur ins All. Träger für diesen modernsten Forschungssatelliten der Europäischen Raumfahrtagentur ESA war eine russische Proton-Rakete. Auch Wissenschaftler des Tübinger Instituts für Astronomie und Astrophysik (IAAT) sind maßgeblich beteiligt an der INTEGRAL-Mission, bei der die ESA eng mit den USA und Russland zusammenarbeitet.



Ein stellares Schwarzes Loch) in einem Doppelsternsystem entzieht seinem Begleiter Material. Dabei werden große Mengen Energie in Form von Röntgenstrahlung frei. Der INTEGRAL-Satellit kann diese Strahlung mit bisher nicht gekannter Präzision abbilden – auch dank Tübinger Technologie.

Foto: ESA

Die Forschungsgruppe für Röntgen- und Gamma-Astronomie am IAAT mit 25 Mitarbeitern wird geleitet von Prof. Rüdiger Staubert. Das Hauptinteresse der Tübinger Forscher gilt kosmischen Phänomenen wie zum Beispiel Schwarzen Löchern), Aktiven Galaxien oder Gamma-Strahlen-Ausbrüchen. Diesen Phänomenen ist gemein, dass sie besonders aktiv, energiereich und leuchtkräftig sind. Sie alle treten innerhalb des elektromagnetischen Spektrums bei extrem kurzer Wellenlänge auf. Die Photonenenergie ist hier sehr hoch, das heißt, es lassen sich viele Photonen masselose energiereiche Teilchen nachweisen.

»Das Besondere an INTEGRAL ist die Kombination eines extrem hoch auflösenden Spektrometers zur Messung von Gammastrahlen mit der bis dato leistungsstärksten Kamera für Röntgen- und Gamma-Strahlen, dem Imager on Board the Integral Satellite, abgekürzt IBIS«, erläutert Staubert. »Mit INTEGRAL werden wir Spektren und Bilder von Gamma- strahlen-Quellen in bislang unbekannter Präzision und Schärfe erhalten. Wir werden kosmische Objekte beobachten, in denen extreme physikalische Bedingungen herrschen, wie wir sie auf der Erde nicht antreffen sehr hohe Temperaturen beispielsweise oder unvorstellbar starke Magnetfelder. Dadurch erhalten

wir Erkenntnisse über die Entstehung des Universums und über die Frage, warum der Planet Erde bewohnbar ist«, verdeutlicht Staubert die Bedeutung der Mission.

Der Imager IBIS erkennt mithilfe von zwei verschiedenen Detektoren, wo Photonen auf der Detektorfläche auftreffen, wieviel Energie diese Photonen haben und wie viele Photonen pro Zeiteinheit eintreffen. Die aufgespürten Daten werden von IBIS in elektronische Bilder umgewandelt. Auf diese Weise lassen sich Gammastrahlen-Quellen abbilden und im Himmelskoordinatensystem genau lokalisieren.

Die Datenmenge, die IBIS liefert, ist jedoch viel zu groß, um zur Erde übermittelt zu werden. »Deswegen gibt es im Imager einen kleinen Anbord-Rechner, der die anfallenden Daten sofort vorsortiert, zusammenfasst, komprimiert und sie dann per Funk auf die Erde sendet«, erklärt Staubert.

Für diesen Anbord-Rechner wurde in Tübingen der Hochleistungs-Hardwareprozessor HEPI entwickelt und getestet, in dem ein fest verdrahtetes Programm abläuft. Dieser Prozessor ist weltraumtauglich und unglaublich schnell, kann aber bei Störungen während der INTEGRAL-Mission nicht mehr umprogrammiert werden. Daneben gehört zum Anbord-Rechner auch ein langsamerer Prozessor, der im Gegensatz zum HEPI programmierbar ist. Die Software für diesen Prozessor wurde ebenfalls in Tübingen geschrieben.

Zwei identische Anbord-Rechner für den IBIS wurden ins All geschossen, für den Fall dass der erste ausfallen sollte. Ein dritter Rechner steht im Tübinger Labor. Treten Probleme im All auf, so kann hier am Boden eine Simulation unter realistischen Bedingungen erfolgen. Danach wird ein Software-Update per Funk an INTEGRAL gesendet, um die Störung zu beheben.

Auch am Aufbau des Integral Science Data Center ISDC in Genf war die Tübinger Forschergruppe beteiligt und hat seit acht Jahren einen Mitarbeiter vor Ort. Hier werden die von INTEGRAL gelieferten Daten zentral erfasst, ausgewertet und an die jeweiligen Forschergruppen weitergeleitet. Die Datenherausgabe wird streng limitiert, jede Forschungsgruppe erhält nur die spezifischen Daten aus den vorher beantragten Forschungsvorhaben, und zwar für ein Jahr exklusiv.

Im Schnitt haben Projekte wie die INTEGRAL-Mission eine Laufzeit von 20 bis 30 Jahren von der Projektplanung bis zur wissenschaftlichen Auswertung der Daten. »Deswegen laufen bereits die Arbeiten an einem Nachfolgeprojekt«, weist Prof. Staubert in die Zukunft, »mit noch leistungsstärkeren Instrumenten«

MvP

Nähere Informationen:

<http://astro.uni-tuebingen.de/groups/integral/>

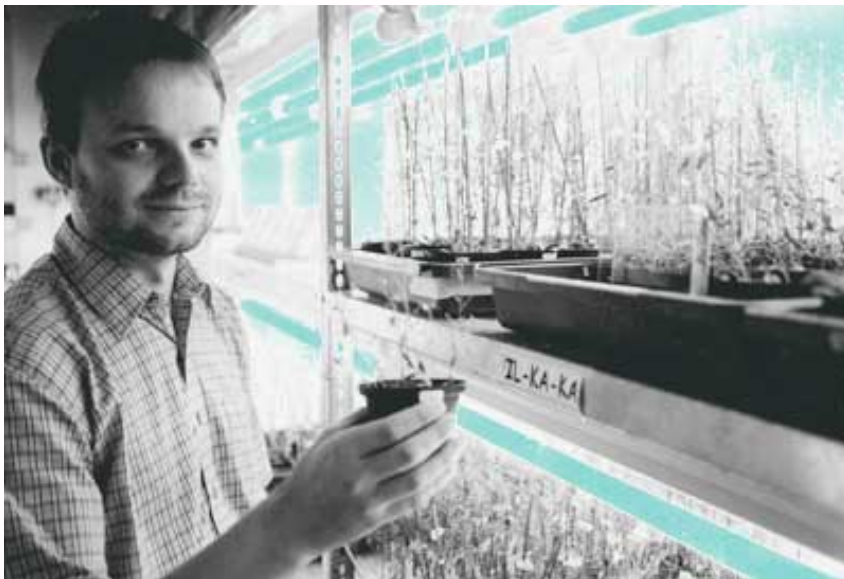
<http://astro.estec.esa.nl/SA-general/Projects/Integral/integral.html>

<http://www.esa.int/export/esaMI/Integral/index.html>

Schon die erste Zelle muss wissen, wo unten und oben ist

Nachwuchsforscher am ZMBP untersucht Transport von Pflanzenhormonen

Für den Botaniker Dr. Jiri Friml ist Deutschland das Forschungsland der Wahl. Zum einen, weil es sehr gute Bedingungen für die Grundlagenforschung gibt und zum anderen, weil die Entfernung zu seiner tschechischen Heimat nicht so groß ist. Und in Tübingen steht die Universität seiner Wahl, weil sich bei Frimls Arbeiten am Pflanzenhormon Auxin Berührungspunkte zu Forschungen von Prof. Gerd Jürgens am Zentrum für Molekularbiologie der Pflanzen (ZMBP) ergeben. »In Tübingen wird in der Biologie gute Forschung gemacht, es gibt kaum ein besseres Pflanzenlabor europaweit und das integrierte Zentrum stellt ein sehr progressives Konzept dar«, ist der 29-jährige Wissenschaftler überzeugt.



Der Botaniker Dr. Jiri Friml erforscht, wie Pflanzen Gestalt annehmen.

Foto: Haas

Schon mit seiner Bewerbung um die Aufnahme in das Förderprogramm »Nachwuchsgruppen an Universitäten« der Volkswagen-Stiftung hat er geplant, in Tübingen zu forschen und sich zu habilitieren. Nun ist er für fünf Jahre Forschungsgruppenleiter am ZMBP mit einigen Doktoranden und Diplomanden. Sein Studium hat Friml im tschechischen Brno absolviert, Doktorgrade in Biologie und Biochemie am Max-Planck-Institut in Köln und wieder in Brno erworben. Bei der Volkswagen-Stiftung wurde seine Bewerbung zusammen mit bundesweit nur neun weiteren aus insgesamt 47 Bewerbungen zur Förderung ausgewählt. Mit dem Programm sollen junge, herausragend qualifizierte Wissenschaftler aus allen Fachbereichen die Möglichkeit erhalten, frühzeitig eigenständige Forschung zu betreiben und eine Arbeitsgruppe selbstständig zu leiten.

Das Hormon Auxin, das Friml erforscht, reguliert die Teilung und das Streckungswachstum einzelner Zellen, aber auch die Ausbildung der Gestalt der ganzen Pflanze. »Die Vorstellung geht dahin, dass durch die Lenkung der Auxinströme in der Pflanze Seitenorgane ausgebildet werden

und auch zum Beispiel geregelt wird, in welche Richtung und in welchem Ausmaß die Pflanze wächst«, sagt Friml. Wenn die Pflanze zum Licht hin wächst, wird das Licht an der Spitze wahrgenommen, doch müssen sich für die Krümmung die Zellen weiter unten auf der lichtabgewandten Seite strecken. Forscher hatten schon früher gefolgert, dass Proteine existieren, die das Auxin zwischen den Zellen transportieren.

Ausgangspunkt für Frimls Forschungen war eine Mutante der in der Genetik intensiv untersuchten *Arabidopsis thaliana*, der Ackerschmalwand, die nur einen nackten Stängel bildet. »Auxin wird in dieser so genannten pin-Mutante zwar in normaler Menge produziert, aber nicht richtig transportiert«, erklärt der Forscher. Er hat das veränderte Gen und seine Verwandten näher untersucht: Ihre Produkte sind Proteine, die in der Zellmembran sitzen. Sie ähneln anderen Eiweißstoffen, die für Transporte in und aus der Zelle zuständig sind. Diese PIN genannten Proteine können offenbar das Auxin transportieren.

Asymmetrische Verteilung

Friml konnte auch zeigen, dass sich die PIN-Proteine jeweils nur an einer Seite der Zelle finden. Unterschiedliche Typen sitzen in verschiedenen Bereichen der Zelle: zum Beispiel PIN1 unten, PIN2 oben und PIN3 seitlich. Diese asymmetrische Lokalisierung scheint entscheidend zu sein, weil dadurch festgelegt wird, in welche Richtung das Auxin in der Pflanze fließt. Doch wie werden wiederum die PIN-Proteine an die jeweils richtige Seite der Zelle geleitet? Die ersten Hinweise hat der Forscher in den immer nach unten wachsenden Wurzelspitzen bekommen.

PIN3-Proteine sind hier normalerweise gleichmäßig auf den Seiten der Zellen verteilt, in denen die Schwerkraft gemessen wird. Die dort vorhandenen Statolithen, schwere Stärkekernchen, setzen sich jeweils in Richtung der Schwerkraft ab. Friml hat nun die Wurzel auf den Kopf gestellt und beobachtet, was passiert. In der Zelle wandert das ganze PIN3 an den unteren Rand der Zelle und transportiert dadurch das Auxin nur in eine Richtung. Während Auxin im Stängel die Zellstreckung aktiviert, hemmt es sie hier an der unteren Seite der Wurzel. Die Wurzel krümmt sich und wächst wieder nach unten. So können die Pflanzen durch die Umleitung von Auxinströmen auf äußere Signale reagieren und ihr Wachstum anpassen. »Schließlich können sie ja im Gegensatz zu Tieren nicht weglaufen, wenn sich die Umgebungsbedingungen ändern«, sagt Friml.

Nach der Physiologie, Entwicklungsbiologie und Genetik ist jetzt die Ebene der Zellbiologie an der Reihe. »Denn was in der einzelnen Zelle passiert, ist wichtig für die Wachstumsrichtung der ganzen Pflanze. Auch bei der Embryoentwicklung weiß die erste Zelle schon, wo oben und unten ist«, erklärt Friml.

In der Forschung will Jirí Friml auf jeden Fall bleiben, eventuell auch in Deutschland: »Das kommt ganz auf die Stelle an«, sagt er. Nach Tschechien zurückzugehen und dort zu forschen, wäre »ein Traum« für ihn: »Doch im Moment wäre solche Forschung, wie ich sie betreibe, in Tschechien nur schwierig möglich«. Friml ist skeptisch, dass sich das durch den Beitritt Tschechiens zur EU schnell ändern könnte. »Die Molekularbiologie ist sehr teuer, in Tschechien fehlt dafür das Geld. Außerdem war die genetische Forschung in den vormals von der Sowjetunion beeinflussten Ländern nicht ideologisch korrekt). Deswegen sind Infrastruktur und Kontakte zu Auslandslabors noch nicht ausgebaut, und die Forschungen kämen nur sehr langsam voran«, erklärt der Wissenschaftler. Und das wäre fatal bei der weltweit starken Konkurrenz unter den Molekularbiologen.

JE

Der Herrscher sollte Millionen Jahre leben

Tübinger Ägyptologin erforscht Felstempel aus der Zeit von Ramses II.



Vorderansicht des Tempels von ed-Derr in Neu-Amada.

Foto: Fritz

Die ägyptischen Tempel des Niltales von Kairo bis Aswan sind bekannt. Sie gehören zum Standardprogramm von vielen Ägyptenreisenden. Ganz anders verhält es sich mit den Tempeln südlich des Assuan-Staudammes, die aufgrund ihrer Lage nur selten aufgesucht werden. Es gibt zwar die Möglichkeit, sie bei einer Nassersee-Kreuzfahrt auf dem Weg nach Abu Simbel zu besuchen, doch bei den meisten Programmen ist die Zeit für eine ausführliche Betrachtung viel zu knapp bemessen. Vor zwei Jahren bot sich der Tübinger Ägyptologin Dr. Ulrike Fritz die Gelegenheit, diese Tour mit einem kleinen nubischen Fischerboot zu unternehmen: Ziel waren die geretteten Tempel von New Kalabscha, New Sebuja, New Amada und Abu Simbel.

»Da ich die Tempel bisher nur von Plänen kannte, war ich natürlich sehr angetan von dieser Reiseroute, zumal ich kein genaues Bild vom aktuellen Standort und dem Erhaltungszustand der in den 60-er Jahren versetzten Bauwerke vor Augen hatte. Die Tempel Unternubiens wurden damals durch eine UNESCO-Kampagne versetzt, da der ursprüngliche Standort beim Bau des Assuan-Staudamms überflutet wurde und die Tempel im Nasser-Stausee untergegangen wären«, berichtet Fritz. Während der einwöchigen Unternehmung erwachte bei der Ägyptologin die Begeisterung für die Felstempel von Beit el-Wali, Wadi es-Sebuja, ed-Derr, Gerf Hussein und Abu Simbel, die alle unter Ramses II. (1279-1213 v. Chr.) erbaut worden sind.

Ein dritter Tempeltyp

»In der Ägyptologie herrschte bis vor 30 Jahren die Annahme vor, dass altägyptische Tempel nur in Form von Totentempeln für den verstorbenen König oder Göttertempeln für den Götterkult vorkommen. Dies kann so nicht stimmen, denn inzwischen konnte nachgewiesen werden, dass sich im Laufe des Mittleren Reiches (2119-1794/93

v. Chr.) ein dritter Tempeltyp herausgebildet hat, der so genannte Gedächtnis- oder Königstempel«, erklärt Ulrike Fritz. In altägyptischen Quellen werde dieser Typ als »Millionenjahrhaus« bezeichnet und seine Kultfunktion habe neben der Verehrung von verschiedenen Gottheiten hauptsächlich im Königs kult bestanden. Dort wurden die lebenden Herrscher in gottähnlicher Form verehrt und ihre Herrschaft sollte Millionen von Jahren währen.

Nach ihrer Rückkehr aus Ägypten untersuchte die Ägyptologin die Tempelinschriften und -reliefs der ramessidischen Felstempel und durchforschte sie nach Identifikationsmerkmalen. »Meine Forschungen basieren auf Vorarbeiten, in denen einzelne Charakteristika der Gedächtnistempel bereits herausgearbeitet wurden. So sind neben den Inschriften vor allem politische, militärische, kultbezogene und familiäre Topoi im Dekorationsprogramm ausschlaggebend bei der Bestimmung des Tempeltyps.« Als ergiebigstes Objekt erwies sich der Tempel von ed-Derr, denn dort fanden sich gleich zwei Nachweise: eine hieroglyphische Inschrift sowie zahlreiche charakteristische Reliefsequenzen. Die Inschrift kennzeichnet den Tempel als »Millionenjahrhaus«, die Reliefsequenzen zeigen Szenen aus dem militärischen, religiösen, kultischen und familiären Bereich.

Die wissenschaftliche Auswertung dieses Tempels führte zu Ergebnissen, die als Basis für die Untersuchung der anderen unter nubischen Tempel dienen sollen. »Ich bin der Ansicht, dass alle Felstempel Unter nubiens diesen neuen Tempeltyp verkörpern und dass ihnen eine besondere Funktion in der ägyptischen Baugeschichte zugesprochen werden muss«, erläutert Fritz, »deshalb will ich die gesammelten ikonographischen und epigraphischen Muster auswerten und zusätzlich den architektonischen Nachweis erbringen, dass es sich bei diesen Bauten tatsächlich um Millionenjahrhäuser, das heißt Gedächtnistempel, handelt.«

Besonders die architektonischen Muster interessieren die Tübinger Ägyptologin. Gerade diese Untersuchung gestaltet sich relativ schwierig, da ein einheitliches Schema nur sehr schwer zu erkennen ist. Doch die Forschungen schreiten voran, die Ergebnisse wurden in den vergangenen zwei Semestern in der Lehre vorgetragen. Im Rahmen des Unterrichts bot es sich an, die nubischen Tempel vor Ort mit den genuinen ägyptischen Tempeln zu vergleichen.

Deshalb wurde für das Frühjahr 2003 eine Exkursion des Ägyptologischen Institutes nach Unter nubien geplant. Doch leider musste das Unternehmen aus politischen Gründen verschoben werden, da ein Besuch Ägyptens zur Zeit wegen der Irak-Krise nicht zu empfehlen ist. Die Tübinger Forscherin hofft natürlich, dass sich die Situation im Nahen Osten bald klärt und dass Exkursionen wie auch Forschungsreisen nach Ägypten wieder durchgeführt werden können.

SIS

- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Tophema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium und Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Neue Gesichter](#)
- [Unibund](#)
- [Forum](#)

Jeder Satz ein Edelstein

Seit 25 Jahren unterrichtet Paul Rosenkranz Jiddisch in Tübingen

[weiter](#)



Mal sehen, was es an der Uni so gibt

Universitäre Rituale (4): Der Studientag

[weiter](#)



Zimmersuche Fehlanzeige?

Günstiger Wohnraum ist knapp: Im Wintersemester gab ´s Probleme

[weiter](#)



»Wenn schon, dann richtig!«

Ob als Gasthörer oder voll immatrikuliert: Tübinger Senioren gehen gerne studieren

[weiter](#)



Jeder Satz ein Edelstein

Seit 25 Jahren unterrichtet Paul Rosenkranz Jiddisch in Tübingen



Paul Rosenkranz will seine Schüler über das Jiddische zum Verständnis des Judentums führen.

Foto: Förder

Englisch half nicht weiter, Französisch auch nicht: Da versuchten es die jungen Tübinger in Israel eben mal mit Jiddisch. Und siehe da, das klappte. Dass sie einfach so auf die Sprache der osteuropäischen Juden zurückgreifen konnten, verdanken sie ihrem Lehrer Paul Rosenkranz. Seit 25 Jahren führt er am Institut für Antikes Judentum und hellenistische Religionsgeschichte interessierte Studierende in Sprache und Literatur der Juden Osteuropas ein. Paul Rosenkranz versteht es offenbar, die Liebe zu seiner *ma 'melo 'schn*, seiner Muttersprache, an sein Publikum weiterzugeben. Denn manche der Kursteilnehmer sind schon von Anfang an dabei.

Der vitale 80-Jährige lebt seit 1945 in Stuttgart. Dass die Tübinger ihn haben, verdanken sie der Liebe. Denn als Paul Rosenkranz 1945 von den Franzosen aus dem Konzentrationslager Vaihingen/Enz befreit wurde, lernte er im Stuttgarter Lager für *Displaced Persons* (DP-Lager) seine zukünftige Frau kennen. Sie war Deutsche und unterrichtete dort Englisch. Schon ein Jahr später heirateten die beiden. »Viele Insassen des DP-Lagers sind damals in die USA ausgewandert«, erklärt der Jiddisch-Lehrer. Er blieb da, obwohl er durch die Nazi-Verfolgung seine ganze Familie verloren hatte.

Neben seiner Lehrtätigkeit, die ihn einmal die Woche nach Tübingen führt, ist Paul Rosenkranz ein gefragter Referent zu allen Themen der jüdischen Kulturgeschichte. Sein reger Geist lässt ihn nicht ruhen. So auch wenn er aus seinem Leben erzählt: Immer wieder steht Paul Rosenkranz

auf, um aus verschiedenen Ecken seines Wohnzimmers Bücher, Aufschriebe oder andere Unterlagen hervorzuholen.

»Die Welt kennen lernen«

Am 10. September 1922 als Sohn eines chassidischen Rabbiners im polnischen Radom geboren, wurde Rosenkranz schon in jungen Jahren mit dem Nazi-Terror konfrontiert: »Als die Nazis 1939 nach Radom kamen, begannen gleich die Verfolgungen«, erinnert er sich. Für ihn bedeutete das den Abbruch der Ausbildung, Zwangsarbeit und Konzentrationslager. Auch nach 1945 bleibt seine Biographie bewegt. Bereits im Februar 1946 war er an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität in den Fächern Philosophie, Psychologie und Kunstgeschichte eingeschrieben. Später studierte Paul Rosenkranz Geschichte in Tübingen. Er war 17 Jahre Sozialreferent der Israelitischen Religionsgemeinschaft in Baden-Württemberg, arbeitete als Abteilungsleiter in der Industrie sowie als freiberuflich schaffender Gebrauchsgraphiker und ließ sich zum Heilpädagogen ausbilden. »Die Welt kennen lernen«, nennt er das.

Als Jiddisch-Lehrer sieht Rosenkranz seine Aufgabe nicht nur darin, eine neue Sprache und deren Literatur zu vermitteln. Sein Ziel ist es, seine Schüler über das Jiddische zum Verständnis des Judentums zu führen. »Ich suche Texte, an denen ich etwas aus dem Judentum erklären kann, bestimmte Feste, Sitten und Gebräuche, aber auch Einblicke geben kann in die rabbinische, chassidische oder kabbalistische Geisteswelt.« Bei jedem neuen Wort erklärt Rosenkranz, wie es in das Jiddische eingeflossen ist. So wird der Jiddisch-Kurs zu einer Lehrstunde über die Entstehung von Sprache und die eigenen kulturellen Wurzeln. »Wir erleben das Judentum in seiner Gesamtheit«, begeistert sich eine ältere Kursteilnehmerin. Eine andere meint: »Jeder Satz ist wie ein Edelstein.«

In seine Kurse kommen Theologen, Germanisten aber auch ältere Semester aus verschiedenen Studiengängen. Gemeinsam ist ihnen oft eine besondere Beziehung zum Judentum. »Das sind Leute, die irgendwie in Berührung mit dem Judentum gekommen sind und die die Gelegenheit ergreifen wollen, tiefer einzudringen«, wie Paul Rosenkranz festgestellt hat. »Humorvoll und interessant« vermittelt Rosenkranz »Einblicke, die aus Büchern so nicht zu gewinnen sind«, loben seine Schülerinnen und Schüler.

Bei der reinen Schwärmerei bleibt es indes nicht. Die Studierenden müssen auch Wörter büffeln und sofern sie nicht das Hebraicum haben das hebräische Alphabet. Denn die jiddische Schrift basiert auf hebräischen Buchstaben. Gut, dass Paul Rosenkranz da seine Tricks hat: Seine Schüler können schon nach drei bis vier Unterrichtsstunden einigermaßen gut lesen.

Das freut den Lehrer, der in einem Aufsatz schreibt: »Mit der Bitterkeit des ungerecht Verfolgten und mit der Klarheit dessen, der die Kraft des Weiterlebens aufbringt mit der Eigenart der Juden allein ist die jiddische Sprache zu vergleichen. Mit der Reverenz an Isaac Bashevis Singer (1978 Nobelpreis für Literatur, Anm.d.Red.), wurde die Weiche gestellt das osteuropäische Judentum ist noch nicht untergegangen, es lebt in seiner Sprache fort, es dichtet weiter . . .«

FÖR

Mal sehen, was es an der Uni so gibt

Universitäre Rituale (4): Der Studientag

Jedes Jahr im November, wenn die Semesteroutine gerade ihren Lauf genommen hat, wird die Ruhe der Universität einen Tag lang gestört. Junge Menschen drängen sich in der Neuen Aula, belagern die Mensa, treffen sich in Hörsälen und Seminarräumen. Es sind Oberstufenschülerinnen und -schüler aus dem ganzen Land, die sich am Studientag über Studiengänge, Berufsaussichten und das Studentenleben informieren. Seit zehn Jahren gibt es den Studientag schon, trotzdem klappt nicht immer alles reibungslos. »Ich befürchte ein großes Chaos«, stöhnt Dr. Helwig Börger vom Akademischen Beratungszentrum, der die Veranstaltung organisiert. Zum elften Studientag im November 2002 erwartete er 7000 Abiturienten in der Neuen Aula und im Hörsaalzentrum Morgenstelle. Sie kommen, um herauszufinden, was sie wie und wo studieren können.



Darauf waren die Schüler am neugierigsten: Einführung in die Psychologie im nahezu voll besetzten Festsaal.

Foto: Bühler

Die Erwartungen der Teilnehmer gehen vor allem in zwei Richtungen: Diejenigen, die sich schon ziemlich sicher sind, was sie studieren wollen, hoffen, dass sie in ihrer Studienwahl bestätigt werden und nebenbei einen Einblick in die Abläufe an der Uni und das Drumherum erhalten. Die anderen möchten sich erst mal orientieren, sehen, wo ihre Interessen liegen und was sie später einmal machen wollen. Bei dem einen reicht das Spektrum von Psychologie über Rechtswissenschaften bis hin zu Pädagogik, für eine andere von Sport bis »Politik, Anglistik oder nix«. Wer sich allerdings nur umschauchen will, wird nach dem Abitur noch mal kommen müssen: Ein Tag ist zu kurz, um einen vollständigen Überblick über all die interessanten Fächer zu bekommen. Auch bei noch so straffer Organisation kann nicht jeder überall hingebacht werden,

von der Wilhelmstraße auf die Morgenstelle und zurück.

Außerdem reicht natürlich die halbe Stunde, die jedes Fach für einen Einführungsvortrag zur Verfügung hat, nicht aus, um den Inhalt von acht oder mehr Semestern zu vermitteln. Zumindest anhand des Stils und der Atmosphäre des Vortrags können sich die Schüler jedoch ein Bild davon machen, was sie im Studium erwartet: Die Mediziner vermitteln Zulassungsvoraussetzungen und Lerninhalte mit einer professionellen Power Point-Präsentation, in Biochemie, wo der NC in den letzten Jahren einen Abi-Schnitt von 1,0 erforderte, wird gleich Angst und Schrecken verbreitet: »Wenn Sie gedacht haben, Biochemie bestehe zu einer Hälfte aus Bio und zur anderen aus Chemie, haben Sie sich geirrt.«

Am Nachmittag werden die Schüler zu Studenten auf Probe, besuchen (echte) Vorlesungen und Seminare oder spezielle Veranstaltungen. Vor allem die Studiengänge, in denen es außer Bibliotheken und Seminarräumen etwas zu sehen gibt, präsentieren ihre Institute und Laboratorien: Angehende Physiker bekommen beispielsweise einen Teilchenbeschleuniger und Schwarze Löcher) zu sehen, zukünftige Botaniker dürfen sogar selbst mit Pilz, Pinzette und Mikroskop hantieren. Einige zweifeln jedoch an der Authentizität des Studentenlebens in dieser Form: Von Veranstaltungen speziell für Schüler gewinne man »keinen richtigen Eindruck«, findet eine Schülerin. Das sei höchstens »Wildtierbeobachtung in natürlicher Umgebung«, pflichtet ihr ein Mitschüler bei.

Dennoch versuchen die Abiturienten, sich möglichst wie echte Studenten in der Universität zu bewegen, beispielsweise, indem sie sich in die letzten Reihen des Hörsaals zurückziehen. Andere universitäre Gepflogenheiten sind ihnen aber noch fremd: Etwa, dass man nach einer Vorlesung nicht klatscht, sondern auf die Tische klopf. Worte wie (Scheine), (Selbststudium) und (Semesterferien) sind neu, und in der Mensa müssen einige ein paar Mal die Treppe hoch und wieder hinunter laufen, bis sie endlich ihr Essen haben.

Auch die Studiengänge halten nicht immer, was sich die Schüler davon versprochen haben. So haben die eher glamourös klingenden Fächer wie Psychologie oder Medizin wesentlich mehr Zulauf als Pädagogik oder Geowissenschaften. Nach der Informationsveranstaltung sind jedoch einige überrascht, wie nüchtern und theoretisch zum Beispiel ein Psychologiestudium sein kann. Manchem ist auch das Gedränge in den Hörsälen zu viel, das Unigelände zu unübersichtlich, die Atmosphäre zu unpersönlich: »Ich kann mich nicht mit dem Gedanken anfreunden, nur ein Nichts unter vielen zu sein.« Andere zeigen sich beeindruckt von ihrem ersten Studientag). Nach dem Einführungsvortrag der Mediziner im großen Hörsaal auf der Morgenstelle schwärmt eine Abiturientin jedenfalls: »Das war wie im Kino.« Was die Schüler ansonsten mitnehmen, sind eher generelle Erkenntnisse: »Ich habe die Uni für spießiger gehalten«, meint eine Schülerin. In Wirklichkeit sei sie »weniger zugeknöpft und viel lockerer« als erwartet.

JULIA SCHMID/ SASCHA BÜHLER

Zimmersuche Fehlanzeige?

Günstiger Wohnraum ist knapp: Im Wintersemester gab's Probleme



Zur Not auch ohne Bücherregal und Schreibtisch: Studieren im Clubhaus-Notlager

Foto: Haas

»Sechsbettzimmer, keine Dusch- und Kochgelegenheit, 5 Euro pro Woche«. Sah so die Studentenbude 2002 aus? Zumindest für drei Tübinger Erstsemester: Weil sie keine andere Wohnung fanden, sind sie in das von der Fachschaftsrate-Vollversammlung (FSR-VV) eingerichtete Notlager im Clubhaus gezogen. Stefan Arbeiter erzählt, dass die Fachschaften angesichts der langen Warteliste für Wohnheimplätze die Initiative ergriffen und ihren Konferenzraum zum Notlager erklärt hätten. »Aber ist das unser Job?« fragt AStA-Vorsitzender Kai Lorenz Freund. Die Universität verfüge über mehr und besser ausgestattete Räume, doch in einem Gespräch mit der Universitätsleitung habe diese ein Engagement abgelehnt. »Es hieß, wir müssten zunächst beweisen, dass Bedarf an Wohnraum besteht, bevor die Universität reagiert.«

Das Studentenwerk habe im Wintersemester keine Möglichkeit gehabt, ein Notlager einzurichten, erklärt Geschäftsführer Eberhard Raaf, und sich stattdessen darauf konzentriert, mit einem gemeinsamen Aufruf von Oberbürgermeisterin Brigitte Russ-Scherer und Rektor Eberhard Schaich sowie mit Plakaten für private Zimmervermietung zu werben. Die Aktion hatte Erfolg: Statt der üblichen 60 bis 70 trafen im Oktober über 120 Wohnungsangebote in der studentischen Zimmervermittlung ein. »Es sind Reserven vorhanden, und die wurden durch die Kampagne mobilisiert«, so Raaf. Vor allem in weiter entfernten Orten wie Hechingen oder Mössingen seien noch Zimmer frei, und durch den größeren Geltungsbereich des Semestertickets könnten Studenten auch dort wohnen – zumindest übergangsweise.

Die Studentinnen, die in der Zimmervermittlung arbeiten, merken, dass die Wohnungssuchenden bereit sind, Zugeständnisse zu machen. »Zu Semesterbeginn gehen alle Zimmer weg, auch die ohne Dusche werden genommen«, beobachtet Elvira Mienert. Das wirkt sich auch auf die Mietpreise aus: Eigentlich gilt in der Zimmervermittlung eine Obergrenze von 13 Euro pro Quadratmeter, teurere Angebote werden normalerweise nicht in die Kartei aufgenommen. In Zeiten akuter Wohnungsnot fällt dieses Limit jedoch weg.

Preiswerter ist es natürlich, in einem Wohnheim zu wohnen, doch die insgesamt 4800 Plätze, die das Studentenwerk und andere Träger zur Verfügung stellen, reichen nur für rund 20 Prozent der Studierenden. Absolut gesehen liegt Tübingen mit dieser Quote über dem Landesdurchschnitt, doch Eberhard Raaf warnt vor »Quotendenken«. Da in Tübingen im Vergleich zu größeren Universitätsstädten nur wenig privater Wohnraum zur Verfügung stehe, würden entsprechend mehr Plätze benötigt. »Ein weiteres Wohnheim wäre sinnvoll, das kann aber nur mit Hilfe des Landes gebaut werden«, meint Raaf. Angebote von privaten Investoren, Studentenwohnheime zu bauen, hat er abgelehnt. Denn da diese von ihrer Investition auch profitieren wollen, wären die Mieten für studentische Budgets nicht mehr tragbar.

Eine Gruppe hat es besonders schwer, ein Zimmer zu bekommen: die ausländischen Studierenden. Zwar konnten alle Austauschstudenten in Wohnheimen untergebracht werden, aber von den anderen ausländischen Studienbewerbern hatte im November fast jeder zweite noch keinen Wohnheimplatz. Einige meldeten sich deshalb beim Akademischen Beratungszentrum (ABZ) und sagten ihren Studienplatz ab: »In der Vergangenheit und auch in diesem Semester konnten ausländische Studenten ihren Studienplatz in Tübingen nicht annehmen, weil sie sich hier keine Wohnung leisten können«, berichtet ein Mitarbeiter.

Vor allem Studienbewerber aus Bulgarien, Rumänien und anderen osteuropäischen Staaten, die maximal 150 Euro für ein Zimmer ausgeben können, seien auf Wohnheimplätze angewiesen. Doch auch wenn ausländische Studierende dringend Wohnheimplätze brauchen, können nicht alle verfügbaren Zimmer an sie vergeben werden. »Wohnheime haben jetzt schon einen großen Anteil an Ausländern, ausländische Studenten möchten aber auch mit Deutschen zusammen wohnen, um etwas von der Kultur mitzubekommen«, erklärt Raaf. Durch die zunehmende Internationalisierung verschärfe sich die Lage auf dem Wohnungsmarkt.

JS

Infos zur Zimmersuche

[http://www.stw-tue-nt.swt.uni-tuebingen.de/ wohnen/wohnheime/](http://www.stw-tue-nt.swt.uni-tuebingen.de/wohnen/wohnheime/) bietet Informationen über alle Wohnheime des Studentenwerks sowie Antragsformulare zum Download. Anträge auf Wohnheimplätze sind jederzeit möglich. Die Wohnheimverwaltung befindet sich im Fichtenweg 5.
Tel.: 0 70 71 96 97-10 / -11 / -12 / -13 / -15, Fax: 0 70 71 96 97-20
E-Mail: wohnheimverwaltung@studentenwerk.uni-tuebingen.de. Hilfe bei der Suche nach einem privaten Zimmer bietet die Studentische Zimmer- und Wohnungsvermittlung in der Mensa Wilhelmstraße. Auch wer ein Zimmer vermieten will oder einen Nachmieter sucht, kann sich an die Zimmervermittlung wenden
Tel.: 0 70 71 29 738 71, Fax: 0 70 71 29 38 15
Öffnungszeiten: Montag - Freitag, 9 14.45 Uhr
Weitere Links zu Informationen rund ums Wohnen sind im Internetangebot der Universität unter <http://www.uni-tuebingen.de/uni/qvr/21/21-02.html> zusammengestellt.

»Wenn schon, dann richtig!«

Ob als Gasthörer oder voll immatrikuliert: Tübinger Senioren gehen gerne studieren



Kulturwissenschaften, Philosophie oder Geschichte zählen zu den Lieblingsfächern der älteren Generation.

Foto: Haas

Sie sind im Ruhestand, verheiratet und seit drei Semestern an der Tübinger Universität eingeschrieben: Herr R. (Name der Red. bekannt) studiert Ur- und Frühgeschichte, Archäologie und wie seine Frau Neuere Geschichte. Sie haben sich bewusst für den gleichen Studiengang immatrikuliert, denn: »Auf diesem Weg können wir unsere Zeit gemeinsam verbringen und wir ergänzen uns sinnvoll. Meine Frau ist eine Computer-Expertin, ich selbst kenne mich wenig damit aus.« Fest steht: Die beiden möchten gemeinsam aktiv sein.

Das Ehepaar R. ist kein Einzelfall. Die Tübinger Universität wird offensichtlich gerne von Senioren besucht. Im Wintersemester 2001/02 wurden 141 Gasthörer und 154 Vollimmatrikulierte gezählt, die älter als 50 Jahre sind. Man kann davon ausgehen, dass es de facto wesentlich mehr sind, die die Hörsäle bevölkern, schließlich stehen Vorlesungen jedem offen. Einlasskontrollen gibt es nicht. Ältere Gasthörer bevorzugen Vorlesungen aus dem Gebiet der Kulturwissenschaften, der Philosophie und der Geschichte.

Insgesamt hat die Universität für Senioren durchaus einiges zu bieten: Das *Studium Generale* erfreut sich bei ihnen großer Beliebtheit. Auf der Suche nach einer sinnvollen Betätigung starten viele Senioren nach dem Berufsleben noch einmal durch und beginnen ein Studium. Grundsätzlich gibt es drei Möglichkeiten, am Uni-Betrieb teilzunehmen. Gasthörer müssen sich nicht um einen Platz bewerben, das Abitur ist bei der Anmeldung nicht erforderlich. Dafür gibt es auch keinen Abschluss. Wer sich als Vollstudent einschreiben will, muss bei der Immatrikulation die Hochschulreife nachweisen. Als dritten Weg bieten etliche Universitäten speziell für Senioren ausgerichtete und betreute Programme an.

Herr und Frau R. haben sich bewusst dafür entschieden, vollmatrikuliert zu sein, denn der Wunsch nach einem weiteren Abschluss ist groß. Das wäre dann schon der zweite, denn sie haben zur Erfüllung ihrer beruflichen Ziele schon einmal studiert. Die R. s betrachten ihr Studium nicht nur als Freizeitbeschäftigung, sie meinen: »Wenn schon, dann richtig!« Herr R. sieht Aufgaben an der Universität, die besonders gut durch Senioren erfüllt werden können. Er nimmt gerade an einer Übung teil, die sich mit der Katalogisierung von Gipsabdrücken befasst. »Diese Aufgabe verlangt jahrelanges Arbeiten. Senioren haben Zeit und müssen in den Semesterferien kein Geld verdienen.«

Die Universität Tübingen hat bislang noch kein gesondertes Programm für Senioren eingerichtet. Und für Dr. Rainer Funke, Leiter der Abteilung Weiterbildung/Wissenstransfer an der Universität, stellt sich die Frage nach einer Senioren-Universität vorerst nicht. Für Seniorstudenten, die im Studium die intellektuelle Herausforderung suchten, wäre eine Senioren-Universität) eher unattraktiv. Diesen Seniorstudenten gehe es um einen Studienabschluss und um den Austausch mit Studierenden der jungen Generation.

Andere Senioren, so Funke, sähen die Universität aber auch als Begegnungsstätte und nutzten sie im Sinne allgemeiner Bildungsanliegen das sei vor allem im *Studium Generale* gut möglich. In dieser Funktion werde die Universität also wahrgenommen wie andere Erwachsenenbildungseinrichtungen und Kulturinstitute, während ihre zentrale Aufgabe doch sei, junge Menschen auf das Berufsleben vorzubereiten und im Beruf Stehende durch Weiterbildung fit zu halten.

Eine etwas andere Meinung zum Seniorenstudium hat Prorektorin Professor Barbara Scholkmann: »Wir leben in einer alternden Gesellschaft, der Nachwuchs bleibt aus. Folglich wird es künftig Aufgabe der Universität sein, auch verstärkt Weiterbildungsangebote für Ältere anzubieten.« Scholkmann stellt fest, dass die Bedürfnisse der Senioren immer häufiger diskutiert werden. Sie regt an, über spezielle Angebote und Zertifikate für Senioren an der Tübinger Universität nachzudenken.

SIS

- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Topthema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium und Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Neue Gesichter](#)
- [Unibund](#)
- [Forum](#)

Symphonischer Jazz

Akademisches Orchester und Uni-Big-Band spielen im Sommersemester zusammen

[weiter](#)



»Literaturwissenschaftler lesen Lieblingsfilme«

Freies Film-Forum am Brechtbau

[weiter](#)



Die Stimme Amerikas in Tübingen

Susan Sontag als Gast der Poetik-Dozentur im Juni

[weiter](#)



25 Jahre List-Fest: am Abend geht s ins Kloster

Tübingens älteste Alumnivereinigung feiert Geburtstag

[weiter](#)



Symphonischer Jazz

Akademisches Orchester und Uni-Big-Band spielen im Sommersemester zusammen



Die Uni-Big-Band: Gruppenfoto bei der wöchentlichen Probe im Clubhaus.

Foto: Haas

Freunde aufrüttelnder Klangerlebnisse erwartet im Sommersemester ein besonderer Leckerbissen: Das Akademische Orchester und die Uni-Big-Band werden zusammen musizieren und Werke der klassischen Moderne für Big-Band und Orchester einstudieren. Universitätsmusikdirektor Tobias Hiller und der Chef der Big-Band, Django Hödl, haben ein Programm ausgesucht, das von Strawinskys »Ebony Concerto« über die »Symphonic Dances« von Bernstein und die »Rhapsody in Blue« von Gershwin bis zu der weniger bekannten »Jazz Symphony« des Amerikaners George Antheil reicht. Das ist ein »kurzes, aber heftiges Stück« (Hiller) aus den 20-er Jahren, eine Mischung aus Expressionismus und New Orleans-Jazz. Insgesamt wird das ein Konzert, das »für Jazzler kein Jazz, für einen Nichtjazzler aber schon mindestens Jazz ist« so die paradoxe Charakterisierung von Tobias Hiller. Als einzigen »echten Jazz« gibt es zum Schluss »Such Sweet Thunder« von Duke Ellington.

Beide Orchesterchefs versprechen sich von der Zusammenarbeit einen kreativen neuen Input in der Routine des Musizierens. Django Hödl kann schon von den ersten Proben der Big-Band berichten: »Zunächst klingt vieles sehr eigenartig, man kennt das erwartete Klangbild noch nicht, aber allmählich sehen wir Land«. Gespannt darf man auf die ersten gemeinsamen Proben der beiden Ensembles sein. Sie werden das Programm zunächst auf dem *Festival International de Musique Universitaire* in Belfort (6. bis 9. Juni) darbieten, dann am 16. Juni in Schwäbisch-Hall, am 18. Juni in Tübingen und schließlich noch beim Jazzfestival in Meersburg Ende Juli. Auch ein Gastspiel an der Tübinger Kinder-Uni ist vorgesehen: Eine der Proben wird für die jugendlichen Hörerinnen und Hörer geöffnet, und einige Kinder dürfen sich sogar mitten in das Orchester setzen.

Die Uni-Big-Band ist im kulturellen Leben der Universitätsstadt Tübingen seit Jahren eine feste Größe. Das gilt inzwischen auch für die Partnerstädte Aix-en-Provence und Perugia wohin jährliche Tourneen führen. Hervorgegangen ist sie aus der Big-Band der Musikschule und wurde von dem bekannten Texaner Bobby Burgess, früher in der Stan Kenton Big Band aktiv, zu einem ernst zu nehmenden Klangkörper aufgebaut. Mitte der 90-er Jahre übernahm Django Hödl die Leitung der Band, die bis zu 22 Mitglieder umfasst und aus Studierenden und Beschäftigten der Universität, auch aus ehemaligen Studierenden besteht. Der Anteil an Medizinerinnen ist wie übrigens auch im Akademischen Orchester signifikant hoch. Und die Naturwissenschaftler holen gegenüber den Geisteswissenschaftlern kräftig auf. Hödl erlaubt jedoch nur eine begrenzte Mitwirkungsdauer, um eine Überalterung des Ensembles zu vermeiden. Immer wachsen jüngere Semester nach, und »trotz des ständigen Wechsels ist die Band ein sehr homogenes Ensemble«. Neueinsteiger müssen ihr Instrument beherrschen und vom Blatt spielen können, brauchen aber keine echten Jazzerfahrungen vorzuweisen.

Befragt nach der vorherrschenden Stilrichtung der Band strahlt Pferdeschwanzträger Hödl: »Alles!« mit immer wechselnden Schwerpunkten klassischer Jazz, Salsa, Soul, Pop, jetzt klassische Moderne auch Zwölftonmusik war schon dabei. Django Hödl leitet drei weitere Big-Bands, am liebsten ist ihm eine Schülerband (»die saugen alles sofort in sich auf«), und musiziert als freischaffender Posaunist überall, wo Posaunisten gebraucht werden. Fast schon kultische Bedeutung hat die Uni-Big-Band für das Uni-Sommerfest im Botanischen Garten: Bei allen drei Auflagen spielte sie zum Abschluss und war jedesmal begeisternder Höhepunkt.

MS

»Literaturwissenschaftler lesen Lieblingsfilme«

Freies Film-Forum am Brechtbau



Akademisches Kino: auch Godards Film »A bout de souffle« war Gegenstand der Literaturwissenschaftlichen Diskussion.

Foto: Bühler

Literaturwissenschaftler beschäftigen sich nicht immer nur mit Büchern. Heinz J. Drügh und Volker Mergenthaler, beide Dozenten am Deutschen Seminar, starteten im Herbst 2001 am Brechtbau ein Film-Forum für Literaturwissenschaftler. Sie sind der Überzeugung, dass sich »literaturwissenschaftliche Kompetenz lustvoll für eine Auseinandersetzung mit dem Medium Film nutzen lässt«. Wichtig ist ihnen dabei die offene experimentelle Form des Forums. »In unseren Literatur-Seminaren erleben wir immer wieder, dass eine offene Diskussion in Gang zu bringen unglaublich schwer ist«, sagt Drügh, »hier im Film-Forum gibt es dagegen keinen Leistungsdruck und keine Anwesenheitspflicht.«

Während des Semesters stellen jeden Mittwoch Abend Studierende oder Dozenten einen Lieblingsfilm vor, unter ihnen Germanisten, Romanisten, Anglisten, Slawisten und Medienwissenschaftler. Im Schnitt besuchen 40 bis 50 Filmfreunde die Veranstaltung. Aktuelle Kinohits wie David Lynchs »Mulholland Drive« ziehen sogar bis zu 150 Zuschauer an, Raritäten wie der umstrittene Horrorfilm »Freaks« von 1931 dagegen nur knapp über 20. Unter den etwa 20 Stammgästen sind nicht nur Literaturwissenschaftler, sondern auch ein Altphilologe und ein Jurist. Ein Tübinger Alumnus und mittlerweile Professor für Slavistik in Erfurt kommt regelmäßig wieder nach Tübingen, um interessante Filme vorzustellen.

Christoph Ulbrich zum Beispiel, ist Gaststudent aus Wien und studiert im neunten Semester Germanistik. Er begrüßt die »Öffnung der Germanistik für das Medium Film« und die Möglichkeit zur Diskussion in »privater Atmosphäre«. Ein vergleichbares Forum kennt er aus seiner Heimatstadt nicht. Auf den Film »Freaks« von Tod Browning ist Ulbrich genauso gespannt wie auf den Referenten Heino Schmall: den findet er »gut«. Schmall, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Tübinger Paul-Celan-Ausgabe, hat ein ganz persönliches Verhältnis zu dem Film »Freaks«: Da er selbst von Geburt an behindert ist, kann er sich bis zu einem gewissen Grad hineinversetzen in

die Filmfiguren und bezeichnete sich in der Diskussion über den Film auch selbst als »Freak«.

In »Freaks« geht es um eine Gruppe Zirkusartisten, allesamt Menschen mit angeborenen körperlichen Auffälligkeiten, wie zum Beispiel siamesische Zwillinge, Liliputaner oder eine bärtige Frau. Das Besondere dabei: Sie werden von echten Freaks dargestellt, die aber keine Rollen, sondern eigentlich sich selbst spielen. Der Film wurde aufgrund der Zurschaustellung der Freaks zeitweise gar nicht gezeigt. Die heute noch existierende Version ist statt ursprünglich 90 nur noch 60 Minuten lang, der Rest fiel der Zensur zum Opfer.

Die Betrachtungsperspektiven der Referenten sind sehr unterschiedlich. Die Mediävistin Christiane Ackermann stellte zum Beispiel den Film »The Fisher King« von 1991 vor und zeigte, wie facettenreich das Parzival-Motiv adaptiert und mit Konzepten von Psychotraumata verknüpft ist. Katrin Spira, Studentin der Geschichte, Rhetorik und Neuere Deutsche Literaturwissenschaft im sechsten Semester sowie Teilnehmerin am Tüb-Aix-Programm, präsentierte Godards »A bout de souffle«. Als sie den Film mit 18 Jahren das erste Mal sah, war ihr Französisch noch nicht gut genug, um alles zu verstehen. Aber ihr gefiel der Nouvelle Vague-Klassiker wegen seines Tempos und seiner Ästhetik.

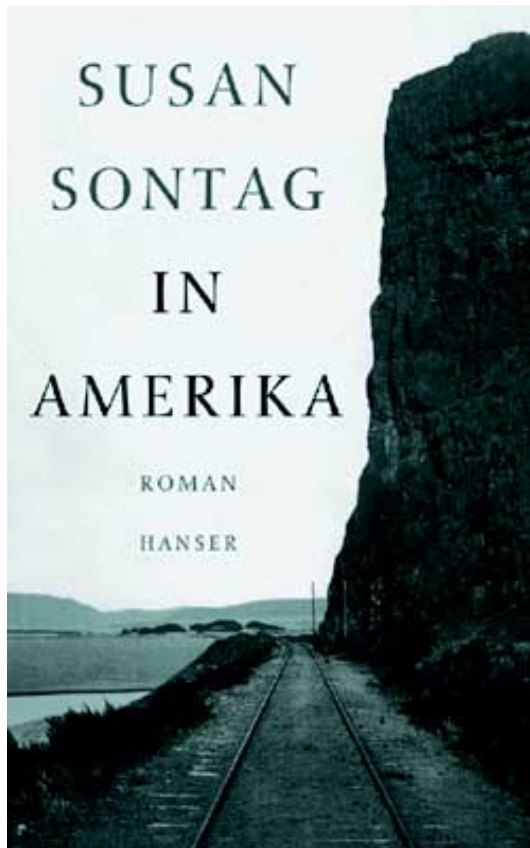
Abseits von den Literaturverfilmungen im eigentlichen Sinn, sind es doch häufig literarische Motive, die Regisseure beeinflussen und die sich in ihren Filmen widerspiegeln. Gleichzeitig ermöglichen theoretische Ansätze etwa aus dem Strukturalismus oder der Psychoanalyse reizvolle »Grenzgänge zwischen bewegten Bildern und Literatur«, erläutert Volker Mergenthaler das Besondere der Veranstaltung.

Für Studierende des B.A.-Studiengangs Germanistik besteht ab dem Sommersemester 2003 im Rahmen des Film-Forums die Möglichkeit, einen Schein im Wahlpflichtbereich zu machen. Neu ist außerdem die thematische Festlegung auf ein Generalthema pro Semester. Im Sommersemester lautet es: »Maulwürfe, Doppelagenten, Überläufer ästhetische und politische Aspekte des Spionagefilms«. Der offene Forum-Charakter der Reihe soll aber beibehalten werden.

MvP

Die Stimme Amerikas in Tübingen

Susan Sontag als Gast der Poetik-Dozentur im Juni



Akademisches Kino: auch Godards Film »A bout de souffle« war Gegenstand der Literaturwissenschaftlichen Diskussion.

Foto: Bühler

Poetik-Dozentur, Ehrendoktorat, 70. Geburtstag: Der Aufenthalt der weltbekannten amerikanischen Autorin Susan Sontag an der Universität Tübingen wird konzentriert und kompakt sein. Zwischen dem 23. und 30. Juni wird sie für Vorlesungen, Lesungen und Diskussionen im Rahmen der Tübinger-Poetik-Dozentur zur Verfügung stehen. Mit Susan Sontag übernimmt erstmals eine nordamerikanische Autorin die Poetik-Dozentur, die nun bereits zum 16. Mal von der Würth-Gruppe Künzelsau gesponsert wird.

Nicht erst seit dem 11. September 2001, als sie vehement gegen realitätsverzerrende und verdummende Tendenzen in der politischen Reaktion auf die Terroranschläge protestierte, gilt Susan Sontag als eine der kritischsten und unbestechlichsten literarischen Stimmen. Ihr Engagement für Menschenrechte und politische Emanzipation datiert von den Anfängen ihrer fulminanten intellektuellen Karriere in den 60-er- und 70-er-Jahren. Es begann mit dem Kampf gegen irreführende Metaphorisierungen (*Krankheit als Metapher* 1978, *AIDS als Metapher* 1989) und reichte weiter bis zu ihren viel diskutierten Friedensaktivitäten im belagerten Sarajewo.

Ethisch grundierte Ästhetik

Trotz allem Engagement ist bei Susan Sontag nie ein moralisierender Gestus zu spüren. Ihre Parteinahme ist vielmehr das Resultat eines scharfen intellektuellen und emotionalen Reflexionsprozesses, der sich dem jeweiligen Gegenstand ebenso analytisch wie persönlich nähert. Sontags Ästhetik ist ethisch grundiert, ihr Ethos beinhaltet eine starke ästhetisch-künstlerische Komponente. Bereits ihr erster Roman *The Benefactor* sowie ihre frühen Reflexionen *Notes on Camp zur Dandy-Ästhetik* sind Dokumente einer, wenn man will, ästhetischen Erziehung des Menschen. Und noch in ihrem Roman *In America* (2000) steht die Zone zwischen Wirklichkeit und Kunst im Zentrum.

Grenzgängerin auf vielen Feldern, ist Susan Sontag eine einzigartige Figur der Moderne und Postmoderne: Autorin und Essayistin, gebürtige Amerikanerin und mentale Erbin des »alten Europas«, Künstlerin und Wissenschaftlerin. Ihr bekanntester Essay *Against Interpretation* (1966), in dem sie »für eine Erotik« (statt einer Hermeneutik) der Kunst plädiert, sind für dieses Grenzgängertum ebenso kennzeichnend wie »*Styles of Radical Will*« (1969), ein Essayband, in dem sie die »Ästhetik der Stille« und die »pornographische Imagination« untersucht, und *On Photography* (1977), wo sie Amerika als genuin surrealistisches Land, ja als »Freak Show« outet allesamt Standardtexte der Essayistik des 20. Jahrhunderts.

Im Rahmen der Dozentur wird sich Sontag unter anderem mit Fragen ihrer Autorschaft und dem Problem des Übersetzens als Gefahr, kulturelle Missverständnisse zu erzeugen, beschäftigen. Dazu wird es vermutlich zu einer Debatte mit einem Wunschpartner der Autorin kommen. Im Rahmenprogramm werden unter anderem Dokumentationen zu Susan Sontags Arbeit in Sarajewo sowie mehrere ihrer Filme zu sehen sein.

JÜRGEN WERTHEIMER/SIMONE SCHERZER

Vorläufiges Programm

Montag, 23. Juni 20 Uhr: Vorlesung »The Project of my Writing«

Mittwoch, 25. Juni 20 Uhr: Vorlesung »On Translation«

Freitag, 27. Juni 20 Uhr: Podiumsdiskussion

Weitere Termine und Hinweise siehe Homepage der Tübinger-Poetik-Dozentur: www.uni-tuebingen.de/Poetik-Dozentur

25 Jahre List-Fest: am Abend geht s ins Kloster

Tübingens älteste Alumnivereinigung feiert Geburtstag



Alljährlich im Juni: Das List-Fest vor ehrwürdiger Kulisse im Kloster Bebenhausen.

Foto: List-Stiftung

Seit 1978 lädt die Friedrich-List-Stiftung in Verbindung mit der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät einmal jährlich, immer am letzten Freitag im Juni, zum »Gesprächskreis Tübinger Wirtschaftswissenschaftler: Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftspraxis«, dem so genannten List-Fest, ein. Hier treffen sich Studierende, Lehrende und Ehemalige am Nachmittag zu Vorträgen und wissenschaftlichen Diskussionen, abends zum geselligen Beisammensein bei Speis und Trank im Sommerrefektorium des Klosters Bebenhausen. »Wir wollen einen Austausch zwischen wirtschaftswissenschaftlicher Theorie und der Praxis in Industrie, Politik und Gesellschaft ermöglichen.«

So umschreibt Prof. Joachim Starbatty, der zusammen mit Prof. Werner Neus den Vorstand der Friedrich-List-Stiftung bildet, das Hauptziel des Gesprächskreises. Dieses Jahr wird er unter der Themenstellung »Politikberatung durch Wirtschaftswissenschaftler« stehen. Absolventen der Fakultät mit verantwortungsvollen Tätigkeiten in Unternehmen und Verwaltung halten Vorträge, geben Einblick in ihre Berufsfelder und die Realitäten des Wirtschaftslebens jenseits der akademischen Lehranstalten.

Daneben dient der Festtag, der dieses Jahr auf den 27. Juni fällt, aber auch der Kontakt und Imagepflege. Die Beziehungen zu den Ehemaligen werden aufgefrischt und vertieft, die Fakultät

feiert Absolventen und Jubilare. So findet traditionell zum List-Fest neben der Examensfeier der Wirtschaftswissenschaftler, der Verleihung von Preisen aus der freien Wirtschaft für herausragende Leistungen bei Promotion und Diplomprüfung auch die Erneuerung der Doktorurkunden statt. Nach 50 Jahren erhält der gereifte Doktor die Goldene Doktorwürde.

Das gezielte Bemühen um die Alumni hat offenbar Erfolg, was sich nicht nur in der beachtlichen Zahl von 350 Teilnehmern beim letztjährigen Gesprächskreis und über 3200 eingetragenen Mitgliedern in der Alumni-Organisation, sondern auch in den steigenden Spendengeldern für die List-Stiftung widerspiegelt. Das Geld können die Wirtschaftswissenschaftler gut gebrauchen, wie Werner Neus erläutert: »Die Gelder der List-Stiftung fließen hauptsächlich in die Seminarbibliothek, so können wir den Bücher- und Zeitschriftenbestand trotz staatlicher Kürzungen aufrechterhalten.« Außerdem helfen die Spenden bei der Finanzierung von Gastvorträgen, Exkursionen oder auswärtigen Blockseminaren.

Die Friedrich-List-Stiftung selbst blickt auf eine fast 70-jährige, abwechslungsreiche Geschichte zurück. Gegründet wurde sie 1935 als Stiftung bürgerlichen Rechts zu dem Zweck »die Pflege von Wirtschaft und Recht in Forschung und Lehre an der Universität Tübingen zu unterstützen.« Das gesamte Vermögen der Stiftung ging mit der Währungsreform nach dem 2. Weltkrieg verloren. Die bescheidene Neugründung erfolgte erst 1955, und 1979 wurde schließlich die noch heute gültige Satzung erlassen.

Mehr Wissen für bessere Werkzeuge der Ärzte

Vor 150 Jahren entstand an der Universität Tübingen eine »abgesonderte physiologische Anstalt«



Das Physiologische Institut im Jahr 1868.

Foto: Physiologisches Institut

Das 150. Jahr des Bestehens des Physiologischen Instituts an der Universität Tübingen im Jahr 2003 ist ein eher stilles Jubiläum. Das liegt vielleicht daran, dass es die Physiologie auch zuvor bereits gegeben hat. »Die Bereiche Anatomie und Physiologie waren traditionell zusammengefasst«, erzählt Prof. Florian Lang, der heute als Leiter des Instituts für Physiologie den Lehrstuhl der ersten Abteilung innehat. »Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts überwog wohl in der Forschung die Faszination, die Morphologie des Körpers, die Formen der Organe und Gewebe zu ergründen. Vor rund 150 Jahren wurde das Gebiet dann auf die Körperfunktionen ausgeweitet.« Später hat sich die Physiologische Chemie von der Physiologie abgespalten.

Prof. Karl von Vierordt (1818-1884), der Begründer des Physiologischen Instituts in Tübingen, begann 1853 mit Aufzeichnungen zu dessen Geschichte, »der Sache gemäß, mit der Zeit, in welcher unserer Universität eine abgesonderte physiologische Anstalt errichtet worden ist.« Blutdruckmessungen und Untersuchungen über die Zusammensetzung des Blutes waren Gegenstand der ersten physiologischen Arbeiten. Vierordts Hauptinteresse galt der Herz- und Kreislaufforschung. Das Vierordtsche Hämotachometer, eine präzise arbeitende Uhr zur Messung des Blutstromes, war das wohl bekannteste Forschungsinstrument, das er entwickelt hat. Anfangs wurden die Vorlesungen »von 17 Zuhörern (darunter 2 Nicht-Württemberger) besucht«, so Vierordt. Nach ein paar Jahren waren es bereits 50 Hörer, davon 26 Nicht-Württemberger und Studenten aus Russland sowie den nordischen Ländern. 1868 zog das Physiologische Institut in das Gebäude in der Gmelinstraße 5.

Als Nachfolger von Karl von Vierordt erhielt Prof. Paul Grützner (1847-1919) 1884 einen Ruf nach Tübingen. Außer grundlegenden Arbeiten über Stimme und Sprache veröffentlichte er eine große Zahl von Untersuchungen über die Physiologie von Nerven und Muskeln, die Harnsekretion und die Kreislaufphysiologie. In Grützners Institut arbeiteten Karl Bürker (1872-1957) und der

englische Physiologe Archibald Vivian Hill. Bürker entwickelte Messeinrichtungen zur Hämoglobinbestimmung und die Bürkersche Zählkammer), mit der die Zahl der Blutkörperchen im Blut bestimmt werden kann. Hills Untersuchungen trugen entscheidend zur Aufklärung der Thermodynamik des Muskels bei. Er hat 1922 zusammen mit Otto Meyerhof den Nobelpreis erhalten.

1917 kam Prof. Wilhelm Trendelenburg (1877-1946) auf den Tübinger Lehrstuhl. Der Schwerpunkt seiner Untersuchungen betraf die Physiologie des Zentralnervensystems, die Sinnesphysiologie sowie die Physiologie von Stimme, Sprache und Musikausübung. Einer seiner Assistenten war der spätere Münchner Ordinarius Richard Wagner, der sich 1925 in Tübingen mit einer Arbeit über das Zusammenspiel antagonistisch arbeitender Muskeln habilitierte. In seiner Schrift entwickelt er die Vorstellung, dass der Sehnenreflexapparat als Rückkopplungskreis der Vorderhornzellen im Rückenmark aufgefasst werden könne zum ersten Mal wird dabei das später als grundlegend erkannte Prinzip eines Rückkopplungsmechanismus in der Biologie dargestellt.

Zweifel eines Forschers

Diese Vorstellung war damals so neuartig, dass Wagner Hemmungen hatte, sie der Fakultät in seiner Habilitationsschrift als wesentliche Folgerung aus seinen Beobachtungen vorzuschlagen: *»Mein Labor befand sich im Keller, gleich neben dem Eingang zum Institut. An einem Sommerabend 1925 saß ich über meiner schon weitgehend fertiggestellten Habilitationsarbeit am Schreibtisch. Es war schon dämmerig, der Abend war warm und ich hatte das Fenster weit geöffnet. Ob die Fakultät wohl diese neuartigen Ideen akzeptiert? fragte ich mich. Deren Mitglieder hielt ich damals für überaus konservativ und nicht bereit, völlig neuartige Ideen aufzugreifen. Ich wusste wirklich nicht, was ich tun sollte. Da kam eine Eule durch das offene Fenster herein und setzte sich auf das Bücherregal. »Der Vogel der Athene! der Weisheitsvogel!« ging es mir durch den Kopf, und: »das nehme ich als Omen!« Ich wagte es, die Schrift vorzulegen!«* Tatsächlich wurde Wagner mit dieser Arbeit habilitiert. Vor dem Fenster seines Labors wurde später ein massives Eisengitter angebracht seitdem soll kein Vogel der Weisheit mehr hineingeflogen sein.



Die Bürkersche Zählkammer zur Bestimmung der Zahl der Blutkörperchen in Blutproben ein Museumsstück.

Foto: Bühler

1927 übernahm Prof. Arnt Kohlrausch den Tübinger Lehrstuhl für Physiologie. Sein Hauptarbeitsgebiet waren Untersuchungen an Zellen der Netzhaut. 1945 musste er auf Anordnung des Militärgouverneurs zunächst aus der Universität ausscheiden, beim späteren Spruchkammerverfahren wurde ihm die Venia legendi 1949 wiedererteilt. Auf den Lehrstuhl konnte er allerdings nicht mehr zurückkehren, denn auf diesen war 1945 der aus Königsberg vertriebene Professor Hans Hermann Weber berufen worden. Weber wurde durch seine Untersuchungen über die Rolle des Calciums bei elektrischen Prozessen an Zellmembranen international bekannt. Die Hauptarbeitsgebiete von Prof. Karl Brecht, dem Lehrstuhlnachfolger

von Hans Hermann Weber, betrafen die Rolle der Transmitter im vegetativen Nervensystem.

Die Zahl der im Fach Physiologie zu unterrichtenden Studenten aus der Medizin, Zahnmedizin, Psychologie, Biologie und Sportwissenschaft nahm in den 1970-er Jahren bis auf über 1000 zu. Der Physiologieunterricht für die Sport- und Psychologiestudenten konnte später an andere Einrichtungen abgegeben werden. Doch auch so bleibt bis heute genug zu tun: »Immerhin muss die Physiologie neun Prozent der Pflichtlehre in der Medizin leisten«, sagt Florian Lang. Als zusätzliche Studentengruppe hören seit 1999 die Studenten der Tübinger *Graduate School of Neurosciences* die Vorlesung in *Molecular Physiology*. Wegen der wachsenden Verpflichtungen wurde 1967 ein zweites Ordinariat für Physiologie geschaffen, das Prof. Eberhard Ludwig Betz aus Marburg leitete. Er war mit der Energieversorgung von Gehirn und Myocard sowie deren Störungen befasst und entwickelte den neuen Schwerpunkt Arterioskleroseforschung. Auf den zweiten Lehrstuhl wurde Prof. Ruthard Jacob 1968 berufen. Seine Forschungsschwerpunkte waren über zwei Jahrzehnte physiologische und pathophysiologische Aspekte der experimentellen Kardiologie, so die chronischen Reaktionen des mechanisch mehrbelasteten Herzens sowie Fragen der nutritiven und phytotherapeutischen Kardioprotektion.

Molekulare Strukturen

Nach der Emeritierung von Prof. Betz übernahm der aus Innsbruck kommende Florian Lang 1992 den Lehrstuhl I des Institutes. Für die Nachfolge von Prof. Ruthard Jacob wurde 1996 Peter Ruppertsberg berufen. Dieser war zuvor Leiter einer klinischen Forschergruppe »Hörforschung«, so dass nun eine auf das Hören konzentrierte sinnesphysiologische Ausrichtung des Lehrstuhles begann. Ein weiteres Forschungsgebiet sind die molekulare Struktur und Funktion von Ionenkanälen. Ruppertsberg konnte zwei große externe Laborbereiche hinzugewinnen, einen davon durch die Zusammenarbeit mit der HNO-Klinik, und installierte dort in einer Art »Department«-System eine Reihe relativ unabhängiger Arbeitsgruppen mit einer teils molekular-, teils sinnesphysiologischen Ausrichtung.

Institutsleiter Lang forscht an der Physiologie infizierter Zellen, zum Beispiel bei Malaria. Erreger der gefährlichen Krankheit sind die einzelligen Plasmodien, die sich in den roten Blutkörperchen vermehren. »Das Plasmodium braucht extrem viel Nährstoffe«, erklärt Lang. Bisher habe man geglaubt, dass Plasmodien zur Sicherstellung ihrer Ernährung selbst Transportprozesse in die Zellmembran der Wirtszelle einbauen. Doch Lang und sein Team haben festgestellt, dass sie einfach die Aktivität von Transportprozessen der Wirtszelle steigern. »Wir wollen diese Transportprozesse hemmen und damit die Kooperation der infizierten Wirtszelle bei der Ernährung des Erregers unterbinden«, erklärt der Mediziner, »ein Vorteil wäre, dass keine Resistenzen möglich sind.« Medikamine auf dieser Grundlage wären eine große Hoffnung für zahlreiche Malariapatienten: »Die Instrumente der Ärzte sind nur so gut wie das Wissen, das dahinter steckt.«

Zweiter Schwerpunkt ist die Untersuchung einer Kinase, eines Enzyms, das offenbar bei rund fünf Prozent der Menschen gestört ist und bei diesen die Entwicklung von Bluthochdruck begünstigt. Die Tübinger Forscher haben die Kinase unter der Leitung von Lang selbst entdeckt. »Wir haben vier Monate gebraucht, das Gen zu entdecken, vier weitere Monate, um die genomische Struktur zu identifizieren, seit fünf Jahren arbeiten wir an der Untersuchung der Funktion«, sagt Lang. Lang selbst ist Mediziner, im Physiologischen Institut gibt es auch Physiker, Biologen und Biochemiker. Zur Zeit arbeiten Wissenschaftler aus zehn verschiedenen Ländern am Institut. Natürlich haben die Physiologen weltweit Kontakte zu anderen Arbeitsgruppen, doch es gibt auch in Tübingen viele Kooperationen mit anderen Instituten und Kliniken. Florian Lang legt die Messlatte sehr hoch: »Forschung ist Spitzenforschung oder Geldverschwendung.« Und er setzt hinzu: »Wenn ich in Pension gehe, möchte ich am Schluss etwas abliefern, von dem die Gesellschaft sagt, das hat sich gelohnt.«

JANNA EBERHARDT

- Startseite
- Editorial
- Topthema
- Bildthema
- Forschung
- Studium und Lehre
- Unikultur
- Portrait
- Neue Gesichter**
- Unibund
- Forum

Wolfgang Matzat

[weiter](#)



Dorothee Kimmich

[weiter](#)



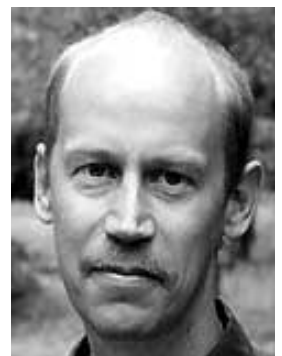
Christian Ochsenfeld

[weiter](#)



Olaf Kolditz

[weiter](#)



Stefan Haderlein

[weiter](#)



Klaus Ridder

[weiter](#)



Wolfgang Kaiser

[weiter](#)



Daniel Huson

[weiter](#)



Thomas Gasser

[weiter](#)



Wolfgang Matzat

Neuer C 4-Professor für Romanische Philologie wurde zu Beginn des Wintersemesters 2002/03 Wolfgang Matzat, der damit die Nachfolge von Wido Hempel antritt. Matzat wurde 1948 in München geboren. Das Studium der Romanistik und Anglistik absolvierte er an den Universitäten Saarbrücken, Rennes und München. Nach seiner Promotion 1979 über Dramenstruktur und Zuschauerrolle im Theater der französischen Klassik arbeitete er sechs Jahre als Akademischer Rat am Institut für Romanische Philologie der Universität München. 1985 folgte die Habilitation mit einer Arbeit über »Diskursgeschichte der Leidenschaft. Zur Affektmodellierung im französischen Roman von Rousseau bis Balzac« im Fach Romanische Philologie. Vor seiner Berufung nach Tübingen hatte er Professuren an den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Bonn inne. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Theorie und Geschichte des Romans sowie Fragen nach der Subjektivität und der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit.

Dorothee Kimmich

Dorothee Kimmich übernahm zum Wintersemester 2002/03 eine C 3-Professur für Neuere Deutsche Literatur und trat damit die Nachfolge von Jürgen Brummack an. Sie wurde 1961 in Stuttgart geboren und studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie bis zum Staatsexamen an der Universität Tübingen. Ein Auslandsjahr verbrachte sie an der Sorbonne in Paris. Ihre Promotion schrieb sie 1991 an der Universität Freiburg über »Epikureische Aufklärungen. Philosophische und poetische Konzepte der Selbstsorge«. Diese Arbeit wurde mit dem Hermann-Paul-Preis ausgezeichnet. Danach arbeitete Kimmich sechs Jahre als wissenschaftliche Assistentin in Freiburg und habilitierte sich 1999 an der Universität Gießen über »Die Wirklichkeit der Konstruktion oder wie oft war die Geschichte schon zu Ende? Studien zu Geschichte und Geschichtlichkeit bei Heine, Büchner, Immermann, Keller, Stendhal und Flaubert«. Dorothee Kimmich schreibt zurzeit an einer ästhetischen »Geschichte der Dinge« in der Literatur zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie betreibt außerdem Forschungsprojekte zur Geschichte und Theorie des Films und über die Vernetzung der Literaturgeschichte mit der Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Sie versteht sich als Komparatistin und bezieht insbesondere die französische Literatur in ihre Forschungsarbeiten ein.

Christian Ochsenfeld

Christian Ochsenfeld wurde auf die C 3-Professur für Theoretische Chemie an die Fakultät für Chemie und Pharmazie berufen und tritt damit die Nachfolge von Friedrich Franz Seelig an. Geboren wurde Ochsenfeld 1968 in Karlsruhe, wo er auch sein Chemie-Studium absolvierte und 1994 promovierte. Als Postdoktorand forschte er von 1995 bis 1998 am Institute of Theoretical Chemistry in Berkeley (USA). Mit einem Liebig-Habilitationsstipendium setzte er seine Arbeiten an der Universität Mainz fort und leitete dort anschließend im Rahmen des Emmy Noether-Programms der DFG eine Nachwuchsgruppe. Es folgten 2001 zwei Rufe an die Universitäten Essen und Tübingen. Seit März 2001 an der Universität Tübingen, beschäftigt sich die Arbeitsgruppe Ochsenfeld mit der Entwicklung und Anwendung quantenchemischer Methoden zur Berechnung molekularer Eigenschaften. Ein Ziel dieser Forschung ist, dass der Rechenaufwand, der zur theoretischen Untersuchung eines Moleküls nötig ist, mit zunehmender Molekülgröße nicht mehr kubisch oder noch stärker anwächst, sondern nur noch linear steigt, das heißt, dass man zur Berechnung eines zehnmal größeren Moleküls statt der tausendfachen nur die zehnfache Rechenzeit benötigen würde. Da mit dieser Methode Moleküle in der Größenordnung von 1000 und mehr Atomen untersucht werden können, eröffnen sich vollkommen neue Möglichkeiten zur Untersuchung chemischer oder biochemischer Prozesse, beispielsweise der Wirkungsweise von Enzymen.

Olaf Kolditz

Auf eine durch Umwidmung neu geschaffene C 3-Professur für Geohydrologie/ Hydromechanik wurde Olaf Kolditz an das Institut für Geowissenschaften berufen. Er wurde 1962 in Chemnitz geboren und studierte an der Staatlichen Universität in Charkov (Ukraine) Mechanik. 1985 begann er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Mechanik der Akademie der Wissenschaften der DDR in Chemnitz und promovierte dort 1990 mit einer Arbeit »zur Modellierung und Simulation geothermischer Transportprozesse in untertägigen Zirkulationssystemen«. Gleichzeitig absolvierte er am Konservatorium in Zwickau eine Gitarrenausbildung. Es folgten Tätigkeiten am Niedersächsischen Landesamt für Bodenforschung in Hannover und an der Universität Hannover. Dort habilitierte er sich 1996 für das Fachgebiet »Geohydrologie«. Die Arbeitsgruppe von Olaf Kolditz beschäftigt sich mit der Entwicklung von wissenschaftlicher Software, um Prozesse in Geosystemen zu simulieren. Dabei geht es beispielsweise um die Gewinnung geothermischer Energie, ein Projekt in Bad Urach, um die Modellierung von Grundwassersystemen im Jordantal, um die Wasserversorgung zu optimieren, oder um die Testung von Puffermaterial für die Lagerung von radioaktiven Abfällen.

Stefan Haderlein

Stefan Haderlein übernahm 2002 den Lehrstuhl Umweltmineralogie am Zentrum für Angewandte Geowissenschaften. Er wurde 1961 in Nürnberg geboren und studierte an der Universität Bayreuth Geoökologie. 1992 promovierte er an der ETH Zürich über »Bedeutung mineralischer Oberflächen für die Mobilität substituierter Nitrophenole und Nitrobenzole in Böden und Grundwasser.« Als Postdoktorand arbeitete er an der University of Wisconsin in Madison, am MIT und an der ETH Zürich. Dort habilitierte er sich 1998 und begann mit dem Aufbau einer Arbeitsgruppe zu Schadstoffhydrologie. In Tübingen will Stefan Haderlein nun die Umweltmineralogie mit den Schwerpunkten Boden und Grundwasser etablieren. Ein besseres Verständnis der biogeochemischen Prozesse an der Mineral-Wasser-Grenzfläche eröffnet die Möglichkeit, die mikrobielle Aktivität im Untergrund zu beeinflussen und somit den Schadstoffabbau durch Selbstreinigungskräfte zu optimieren.

Klaus Ridder

Klaus Ridder wurde als Nachfolger von Burkhard Wachinger auf die C 4-Professur für Deutsche Philologie (Mediävistik) berufen. Geboren wurde er 1957 in Paderborn. Er studierte Germanistik, Geschichtswissenschaft und Pädagogik an den Universitäten Paderborn und Marburg. Dort promovierte er 1989 über »Jean de Mandevilles Reisen«. Als DFG-Postdoktorandenstipendiat besorgte er eine kritische Edition der deutschen Mandeville-Übersetzung. 1996 habilitierte er sich in Paderborn über »Mittelhochdeutsche Minne- und Aventiureromane«. 1997 erhielt er eine Hochschuldozentur an der Universität Bielefeld. Ridders Forschungsprojekte betreffen die Themen Komik in höfischer Klassik, Emotionalität und Gewalt in der mittelalterlichen Epik und den Einsatz neuer Medien für die mediävistische Forschung und Lehre.

Wolfgang Kaiser

Den Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Europäisches Privatrecht und Römisches Recht hat seit 2002 Wolfgang Kaiser übernommen. Er wurde damit Nachfolger von Wolfgang Ernst, der an die Universität Bonn berufen wurde. Kaiser wurde 1963 in Freising geboren und studierte Rechtswissenschaften an der Universität München. Nach beiden Staatsexamen promovierte er 1996 ebenfalls an der Universität München über »die Epitome Iuliani«. Es folgten Tätigkeiten als wissenschaftlicher Assistent in München sowie Lehraufträge an der Universität Bayreuth und Mitarbeit am »Corpus der römischen Rechtsurkunden zur antiken Sklaverei« an der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz. 2001 reichte er seine Habilitationsschrift ein zum Thema »Spätantikes Kaiserrecht im Spektrum seiner Überlieferung. Die sogenannten *Sacra privilegia concilii Vizaceni*«. In der Forschung beschäftigt sich Wolfgang Kaiser mit der Überlieferung des römischen Rechts im Spätmittelalter. Im Mittelpunkt steht dabei die Digesten, vor allem der Codex Florentinus.

Daniel Huson

Zum Sommersemester 2002 wurde Daniel Huson als C 4-Professor für Algorithmen der Bioinformatik berufen. Huson wurde 1960 in Berlin geboren und studierte an der Universität Bielefeld Mathematik und Physik. Er promovierte 1990 mit einer Arbeit über »Patches, Stripes and Net-like Tilings« und habilitierte sich 1997 mit einem Stipendium der DFG zum Thema »Algorithmic Tiling Theory, Theorems Algorithms Visualizations«. Ein Postdoc-Aufenthalt führte Huson 1997 an die University of Pennsylvania, von wo er 1999 zur Celera Genomics Corporation in Rockville wechselte. Er entwickelte als Senior Staff Scientist die Software für die dort durchgeführte Entschlüsselung des menschlichen Genoms. In seinem Arbeitsbereich befasst sich Daniel Huson mit der Entwicklung, Implementierung und Anwendung neuer Methoden zur komparativen Analyse, Visualisierung und Interpretation genomischer Daten. Dabei werden auch neue inter- und intragenomische Methoden zur Berechnung phylogenetischer Bäume und Netzwerke eingesetzt.

Thomas Gasser

Auf eine C 4-Professur für Neurologie mit Schwerpunkt Neurodegenerative Erkrankungen wurde Thomas Gasser im Herbst 2002 berufen. Er wurde 1958 in Stuttgart geboren und studierte an den Universitäten Hohenheim, Freiburg und der Yale University Humanmedizin. Die Postdoc-Zeit verbrachte er am Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München, an der Neurologischen Klinik Großhadern der Universität München sowie an der Harvard Medical School. 1996 habilitierte er sich und erhielt die Lehrbefugnis für das Fach Neurologie. Seit 1997 war er Oberarzt der Neurologischen Klinik des Klinikums Großhadern. Die Professur von Thomas Gasser ist einer der beiden neuen Lehrstühle am Zentrum für Neurologie, das von der Hertie-Stiftung finanziert wird. Sein Lehrstuhl ist der bundesweit einzige mit der Ausrichtung auf neurodegenerative Erkrankungen, vor allem der Parkinson-Krankheit. In der Grundlagenforschung beschäftigt sich Gasser mit der Genetik dieser Krankheit, im klinischen Bereich, geht es darum langfristig wirksame Therapien zu entwickeln, um den Krankheitsprozess aufzuhalten.

- [Startseite](#)
- [Editorial](#)
- [Tophema](#)
- [Bildthema](#)
- [Forschung](#)
- [Studium und Lehre](#)
- [Unikultur](#)
- [Portrait](#)
- [Neue Gesichter](#)
- [Unibund](#)**
- [Forum](#)

**UTA als weltweites Netz:
Fünf Jahre Alumni-Arbeit in Tübingen**

[weiter](#)

Jahresauslosung 2002

[weiter](#)

Dr. Leopold-Lucas-Preisträger 2003: Sir Martin Gilbert

[weiter](#)

Dr. Leopold-Lucas-Preisträger 2003: Sir Martin Gilbert

Der mit 40 000 Euro dotierte Dr. Leopold-Lucas-Preis 2003 wird dem Historiker Sir Martin Gilbert, London, verliehen. Die Preisverleihung wird am 13. Mai 2003, um 17.15 Uhr im Festsaal der Neuen Aula stattfinden. Martin Gilbert wurde 1936 in einer Londoner jüdischen Familie geboren. Nach Beendigung der Londoner Highgate School studierte er in Oxford moderne Geschichte mit Schwerpunkt sowjetische Geschichte. Promoviert wurde er vom Merton College, Oxford. Seither lehrt er an zahlreichen in- und ausländischen Universitäten und ist Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften und Institute, darunter des Merton College sowie des Claremont Institute for the Study of Statesmanship and Political Philosophy.

Seit 1968 offizieller Biograph Sir Winston Churchills, zählt Sir Martin zu den angesehensten und bedeutendsten Historikern der Gegenwart. Im Zentrum seiner wissenschaftlichen Arbeit steht die Geschichte des 19. und insbesondere des 20. Jahrhunderts.

Hervorzuheben sind vor allem seine wegweisenden Arbeiten zur Geschichte des Holocausts. Seine historiographische Methode tritt am deutlichsten in den von ihm zu verschiedenen Themen der Geschichte erarbeiteten neun Atlanten zutage, darunter zur Geschichte der Juden in Osteuropa und in der arabisch-islamischen Welt sowie zum Nahostkonflikt. Hier wird Gilberts Interesse an der Sicherung der Datenbasis erkennbar, auf die alles geschichtliche Verstehen sich stützt und richtet. Wie seine Arbeiten zur Geschichte Jerusalems und des Nahostkonflikts darüber hinaus belegen, ist der Historiker Sir Martin hier zugleich Politiker, dessen historische Analysen politische Perspektiven eröffnen sollen, die wechselseitigem Verstehen und gegenseitiger Verständigung dienen wollen.

UTA als weltweites Netz

Fünf Jahre Alumni-Arbeit in Tübingen



Freundlicher Empfang für die Alumni: das Team von UTA.

Foto: Archiv

Im Sommer 1998 fiel der Startschuss für UTA (Universität Tübingen Alumni). Niemand konnte sich damals vorstellen, welche Resonanz dieses Projekt haben würde. Unter Rektor Hans-Werner Ludwig ins Leben gerufen, wurde es die ersten fünf Jahre finanziell unterstützt vom Freundeskreis der Universität (Universitätsbund). Das UTA-Büro konnte im August 1998 eröffnet werden.

Nachdem ein Konzept für die Grundlagen einer abwechslungsreichen Alumni-Arbeit ausgearbeitet war, erhielten die ehemaligen Studierenden der Universität Tübingen im September 1999 das erste groß angelegte Rundschreiben. Über 6 000 Adressen waren im vorangegangenen Jahr gesammelt worden. Fakultäten, Stipendienggeber und schon aufmerksam gewordene Ehemalige hatten sie UTA zur Verfügung gestellt. Die Reaktion auf das erste Rundschreiben war überwältigend: Postkörbeweise gingen Briefe ein, bis zu 150 Stück pro Tag.

Das Interesse an der Arbeit von UTA ist weiterhin ungebrochen. Mittlerweile haben sich über 5 500 Ehemalige aus 92 Ländern in den Post-Verteiler eintragen lassen. Davon sind rund 1 500 ehemalige Austauschstudierende, Promovierende und Gastdozentinnen und -dozenten aus dem Ausland.

Und so sieht der UTA-Service aus: Im Frühling und Herbst informiert das Alumni-Magazin »Die Palme« über UTA und ihre Entwicklung, stellt neue) und alte) Tübinger Köpfe) vor, berichtet über aktuelle Entwicklungen an der Universität und den Fakultäten, präsentiert besondere Projekte und Ausstellungen und wirft auch gerne einen Blick in die Stadt, die mit den Erinnerungen an die Tübinger Zeit so eng verbunden ist.

Der Sommer steht im Zeichen des Alumni-Wochenendes: Seit drei Jahren treffen sich Tübinger

Ehemalige Ende Juni oder Anfang Juli, um wieder einmal einen Blick in ihre Fakultäten zu werfen, Studienbekanntschaften und Freundschaften wieder aufleben zu lassen oder einfach nur Tübinger Luft zu schnuppern. Neben den wissenschaftlichen Fakultätsangeboten sorgt das kulturelle Begleitprogramm für Abwechslung.

Mit Hilfe der finanziellen Unterstützung durch Projektgelder des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) konnten Fortbildungsprogramme für ausländische Alumni eingerichtet werden. So beteiligte sich UTA beispielsweise an einem Konsortium mit den Universitäten Heidelberg, Freiburg, Mannheim und Ulm. Das gemeinsame Projekt »Alumni.med.Live« führte nach Syrien, China, Brasilien und Südafrika. Ein Weiterbildungsseminar zum Thema »Water and Health« fand im Herbst 2002 in China statt.

Neben Alumni-Magazin und Alumni-Wochenende wird im Moment eine weitere Säule der Ehemaligen-Arbeit aufgebaut: Anfang Februar wurde in Ravensburg die erste UTA-Regionalgruppe gegründet. Wissenschaftliche und kulturelle Veranstaltungen vor Ort in Zusammenarbeit mit dem UTA-Büro, bei denen auch der persönliche Austausch nicht zu kurz kommt, sollen die Ehemaligen motivieren, weiterhin mit ihrer Alma Mater und anderen Tübingern in Kontakt zu bleiben. Anfragen aus anderen Städten und Regionen wie aus dem Ausland liegen vor. An der Konzeption für die nächsten Jahre wird gearbeitet.

KATHARINA HAUSER

Wer in den UTA-Verteiler aufgenommen werden oder sich aktiv an einem Projekt beteiligen möchte, sollte sich beim UTA-Büro melden: UTA Universität Tübingen Alumni, Wilhelmstraße 9, 72074 Tübingen, Telefon: 07071/2977757, Fax: 07071-295404, E-Mail: alumni [at] uni-tuebingen.de. Das nächste Alumni-Wochenende findet statt vom 27. bis 29. Juni 2003. Das UTA-Büro verschickt auf Wunsch Einladungen. Weitere Informationen gibt es auf den Internetseiten unter www.uni-tuebingen.de/alumni

Jahresauslosung 2002

Am 20. Februar 2003 wurden die attraktiven Begrüßungsgeschenke unter allen Neumitgliedern, die im Jahr 2002 dem Universitätsbund beigetreten sind, in der Geschäftsstelle verlost.

Ausgelost wurden:

1. Ein Wochenende im Berghaus Iseler, Oberjoch: Dr. Harald Hagmann und Dr. Ulrike Hagmann-Lauterbach
 2. Ein Siebdruck der Attempto-Palme: Dr. Dr. Heinrich Schneider
 3. Ein Bücher-Gutschein: Gerhard Feuchter
-

Der Heidelberg-Tübinger Streit

Nicht nur in attempto! werden Kontroversen ausgetragen, auch das Heidelberger Forschungsmagazin Ruperto Carola der dortigen Universität war Schauplatz eines heftigen Disputs. Dort warfen Ende 2002 Heidelberger Wissenschaftler der Tübinger Universitätsleitung gravierende Benachteiligungen der Geisteswissenschaften bei ihrer Strukturpolitik vor. Die Entgegnung des Tübinger Rektors wurde im März 2003 dort ebenfalls gedruckt. Da diese Auseinandersetzung auch ein heftiges Medienecho fand, dokumentieren wir hier für die Tübinger Leser den Heidelberg-Tübinger Streit nochmals.

»Wer heute Millionen an den Geisteswissenschaften spart, muss morgen Milliarden für die Sanierung der Gesellschaft zahlen.«

VON TONIO HÖLSCHER UND MICHAEL URSINNUS

Die Universität Tübingen ist seit Jahrhunderten nicht nur eine Hochburg geisteswissenschaftlicher Forschung, sondern hat mit bedeutenden Vertretern der Geisteswissenschaften die Gesellschaft, Politik und Kultur in Deutschland nachhaltig geprägt. Die Leitung der Universität Tübingen hat durch langfristige Verpflichtungen und einseitige Prioritätensetzungen im Bereich von Biologie und Informatik eine Umschichtung von dramatischem Ausmaß in Gang gesetzt, die in der Geschichte der deutschen Universitäten einmalig ist: Etwa die Hälfte der dafür zusätzlich vorgesehenen 73 Stellen für Wissenschaftler sind von den Geisteswissenschaften, der Theologie sowie den Sozial- und Rechtswissenschaften aufzubringen. Dies wird unausweichlich dazu führen, dass insbesondere in den Geisteswissenschaften viele Fächer, die international bis in die Gegenwart einen hohen Rang einnehmen und dabei sehr geringe Kosten verursachen, zu Gunsten von weitaus kostspieligeren Fächern zur Bedeutungslosigkeit reduziert oder ganz ausgelöscht werden.

Derart drastische Eingriffe einer Universität sind nicht ohne Konsequenzen für die allgemeine akademische Landschaft, vor allem für Lehre und Forschung an den anderen Universitäten des Landes. Die Mobilität der Studierenden, die Möglichkeiten für gemeinsame Forschungsprojekte und die Chancen des wissenschaftlichen Nachwuchses werden dadurch beträchtlich eingeschränkt.

Es ist unbestreitbar, dass die Universitäten sich auf die neuen Entwicklungen in den Natur- und Technologiewissenschaften einstellen müssen. Aber es ist eben so sicher, dass die Entwicklungen der Zukunft höchste Anforderungen an kulturelle und ethische Kompetenz stellen werden, ohne die die Fortschritte der Gegenwart immer leichter in Katastrophen umschlagen werden. Die weltpolitischen Vorgänge der letzten Monate wie auch die aktuellen Fragen der Gentechnologie machen diesen Bedarf offensichtlich.

Es ist grundsätzlich verfehlt, die Geistes- und Sozialwissenschaften an dem Maßstab der unmittelbaren Nutzenanwendung zu messen, der vielfach in den Natur- und Technologiewissenschaften angelegt wird. In einer Zeit, die einerseits immer stärker von weltweiten Kontakten und Konflikten verschiedener Kulturen, andererseits von einer rapiden Veränderung der Vorstellungen von der Natur und vom Menschen geprägt ist, kommt den Geistes- und Sozialwissenschaften eine eminente mittel- und längerfristige Bedeutung zu. In diesem Sinn bedeutet die Reduzierung der Geisteswissenschaften eine verhängnisvolle, irreversible Entscheidung, für die die Verantwortung nicht einer einzelnen Universität überlassen werden darf.

Für einen richtigen Beschluss ist es nie zu spät. Die Leitung der Universität Tübingen kann die getroffenen Entscheidungen immer noch revidieren und dabei berücksichtigen, dass die Natur- und Technologiewissenschaften bessere Möglichkeiten haben, neue Entwicklungen aus dem eigenen Bereich zu bestreiten, und dass die Geisteswissenschaften entsprechend ihrer steigenden gesellschaftlichen Aktualität erhalten und weiter entwickelt werden müssen.

Innovative Entwicklungen verfolgen statt Nützlichkeitsattrappen aufstellen

VON EBERHARD SCHAICH

So ein Lob liest man in Tübingen gern, erst recht, wenn es aus der renommierten Universität Heidelberg kommt: »Die Universität Tübingen ist seit Jahrhunderten nicht nur eine Hochburg geisteswissenschaftlicher Forschung, sondern hat mit bedeutenden Vertretern der Geisteswissenschaften die Gesellschaft, Politik und Kultur in Deutschland nachhaltig geprägt.« Was dann folgt, ist allerdings bisher im Umgang zwischen befreundeten Universitäten nicht üblich: In beherrschendem Ton werden Entscheidungen kritisiert, die die Tübinger Universitätsleitung vorbereitet hat und die nach umfangreichen, auch öffentlichen Diskussionen in den zuständigen Gremien einvernehmlich beschlossen wurden. Dies gipfelt in dem Satz: »In diesem Sinn bedeutet die Reduzierung der Geisteswissenschaften eine verhängnisvolle, irreversible Entscheidung, für die die Verantwortung nicht einer einzelnen Universität überlassen werden darf.«

Demgegenüber ist festzuhalten, dass die Tübinger Strukturentscheidungen mitnichten eine Schwächung der Geisteswissenschaften darstellen, sie wurden vielmehr in einer ausgewogenen Balance zwischen allen an der Universität vertretenen Disziplinen getroffen. Die Autoren selbst haben ja errechnet, dass etwa die Hälfte der Stellen von den Natur- und Lebenswissenschaften aufgebracht wird. Die relativen Größenverhältnisse zwischen den Wissenschaftsbereichen bleiben damit erhalten. Manche geisteswissenschaftlichen Disziplinen an der Universität Tübingen gehören nach wie vor zu den bestausgestatteten in Deutschland. Für die Aussage, in Tübingen sollten Fächer »zur Bedeutungslosigkeit reduziert oder ganz ausgelöscht werden«, lässt sich nicht ein einziges Beispiel anführen.

Im Gegenteil ist an der Universität Tübingen bereits vor Jahren sehr viel dafür getan worden, kulturelle und ethische Kompetenzen zu stärken, um die es den Heidelberger Autoren besonders zu gehen scheint. In Tübingen gibt es ein breit ausgebautes Interfakultäres Zentrum für Ethik in den Wissenschaften mit bundesweit einmaligen Professuren für Ethik in den Biowissenschaften und Ethik in der Medizin, die mit Ethikexperten in den beiden Theologischen Fakultäten und der Philosophie kooperieren. Dieses neue Miteinander der Wissenschaftskulturen sollte man auch in Heidelberg zur Kenntnis genommen haben.

Eine Überschrift wie »Wer heute Millionen an den Geisteswissenschaften spart, muss morgen Milliarden für die Sanierung der Gesellschaft zahlen« zeugt von einer gigantischen Selbstüberschätzung von Geisteswissenschaftlern. Die Autoren bleiben in ihrem Beitrag dafür jeden Beweis schuldig. Im Gegenteil haben ja bekanntlich geisteswissenschaftliche Disziplinen immer wieder markante gesellschaftliche Fehlentwicklungen geistig mit vorbereitet und daran entscheidend mitgewirkt. Natürlich gibt es gute Gründe für die Förderung geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen in größtmöglicher Breite – dies wird auch von der Tübinger Universitätsleitung so gesehen –, aber die Vorstellung, dass damit gesellschaftliche Probleme zu lösen seien, ist verbreitet, aber nicht haltbar und erntet in den Feuilletons großer Zeitungen auch Spott: So sieht Jürgen Kaube die größte Gefahr für die Geisteswissenschaften »in ihrer Bereitschaft, um der eigenen Mittelausstattung willen jede noch so absurde Nützlichkeitsattrappe aufzustellen.« (FAZ vom 9.12.02)

Die Universität Tübingen wird auch in Zukunft die in ihrer Geschichte angelegte Balance zwischen Geistes- und Naturwissenschaften beibehalten. Sie ist nicht auf eine geisteswissenschaftliche Hochburg zu verkürzen, sie hat bereits 1863 als erste deutsche Universität eine Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät gegründet und an den Fortschritten der natur- und biowissenschaftlichen Disziplinen stets an vorderster Stelle mitgewirkt. An dem durch Stollenumwidmung gewonnenen Pool für die Verfolgung innovativer Entwicklungen, können die Geistes- und Sozialwissenschaften im Übrigen auf Antrag ebenso partizipieren wie alle anderen Fächer. Einen Grund, die Tübinger Beschlüsse zu revidieren, wie es die Heidelberger Kollegen empfehlen, gibt es also nicht. Die Universitäten werden sich daran gewöhnen und damit umgehen müssen, dass Sparen zu den Hauptaufgaben der nächsten Jahre gehören wird. Die

Dominanz der Haushalte wird tägliches Brot für Universitätsleitungen sein, in Tübingen, in Heidelberg und anderswo. Hiervon können die Geisteswissenschaften ebenso wenig verschont bleiben wie die Naturwissenschaften.

Quelle: Ruperto Carola Forschungsmagazin der Universität Heidelberg 2/2002 und 1/2003.

Internetausgabe

Gestaltung der Internetausgabe: Barbara Kalb, Uwe Stephan.
Alle weiteren Angaben siehe unter Druckausgabe.

Druckausgabe

attempto! ist die Zeitschrift der Eberhard Karls Universität Tübingen und der Vereinigung der Freunde der Universität Tübingen e. V. (Universitätsbund). Sie wird herausgegeben vom Rektor der Universität.

Erscheint zweimal jährlich zu Semesterbeginn. ISSN: 1436-6096.

Redaktion: Michael Seifert (MS, verantwortlich), Janna Eberhardt (JE), Gabriele Förder (FÖR), Maximilian von Platen (MvP), unter Mitarbeit von Julia Schmid (JS), Simone Scherzer (SIS), Sascha Bühler (SB) und Kasra Hemmasi (KS) (Praktikantinnen, Wissenschaftliche Hilfskraft, Praktikant).

Adresse

Wilhelmstr. 5

72074 Tübingen,
Tel.: (0 70 71) 29 – 7 67 89
Fax: (0 70 71) 29 – 55 66,
e-mail: Michael.Seifert [at] uni-tuebingen.de

Redaktionsbeirat:

Prof. Dr. Jürg Häusermann, Frido Hohberger, Prof. Dr. Herbert Klaeren, Prof. Dr. Joachim Knappe, Dietmar Koch, Sigi Lehmann.

Layout: Barbara Kalb.

Titelbild und Bildthema; Beratung: Silke Nalbach, Stuttgart.

Druck: TC-DRUCK Tübinger Chronik.

Anzeigen: Werbeagentur Günther J. Straub, BDW, Dresdenerstr. 16,
71229 Leonberg-Warmbronn. Tel.: (0 71 52) 48930

Auflage: 10 000 Exemplare.

Namentlich gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder.

Textabdruck ist mit Quellenangabe gestattet.

Bankverbindungen des Universitätsbundes: KSK Tübingen
Nr. 110 608, Deutsche Bank AG Tübingen Nr. 1 208 080 000, Volksbank
Tübingen Nr. 15 818 004.

Titelfoto: David Haas/ Sascha Bühler. Montage: Silke Nalbach.
